

STOCKER

«WENN IHR MICH NICHT
VERSTEHT, UMSO BESSER»

FC GEFÄNGNIS
Spiel in Pöschwies

EUFLOPACUP
Schweizer Absturz

GC-STAMM
Legenden schwelgen

**Coop und Interdiscount unterstützen
gemeinsam den Schweizer Fussballnachwuchs**



Jetzt mitmachen und gewinnen!

**Coop und Interdiscount verlosen
400 professionelle Trikot-Sets**

Mit ein bisschen Glück gehört dein Team vielleicht schon bald zu den Gewinnern.

Das Fussball-Set [Grösse 164] besteht aus jeweils einem Heim- und Auswärtstrikot, inklusive Hosen und Stulpen, für 16 Feldspieler sowie zwei Torhüter-Tenüs. Dazu gibt es 18 Fussball-Rucksäcke.

Bewerbt euch jetzt bis spätestens 2. Juni 2019 online

unter **www.coop.ch/trikots**

oder unter **www.interdiscount.ch/trikots**

Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Anmeldeschluss ist der 2. Juni 2019.



IMPRESSUM

ZWÖLF – Fussball-Geschichten aus der Schweiz wird von ZWÖLF – Verein für Fussballkultur herausgegeben. Es erscheint sechs Mal pro Jahr. Verein und Magazin sind unabhängig. Meinungen von Autoren müssen sich nicht mit jenen der Redaktion decken.

Herausgeber

ZWÖLF – Verein für Fussballkultur
3000 Bern
info@zwoelf.ch

Präsident: Sandro Danilo Spadini

Redaktion

Chefredaktor: Mämä Sykora (syk)
stv. Chefredaktor: Silvan Kämpfen (skä)
Silvan Lerch (sle), Wolf Röcken (wro),
Sandro Danilo Spadini (sds).

Gestaltung und Art Direction

Sascha Török – Wirksame Gestaltung
www.torok.ch

Autoren dieser Ausgabe

Pascal Claude, Renato Kaiser, Christoph Kieslich,
Silvan Kämpfen, Silvan Lerch, Lea Meister,
Philipp Schneider, Diego Stocker, Mämä Sykora,
Claudio Zemp.

Bild/Illustration

Christina Baeriswyl, Valeriano Di Domenico,
Hands of God, Kostas Maros, Lea Meister,
Samuel Schalch, Sascha Török.

Anzeigen

Nico Pfäffli, pfaeffli@zwoelf.ch,
Tel. +41 79 420 15 96

Druck

FO-Fotorotar
Gewerbestrasse 18
8132 Egg bei Zürich

GEDRUCKT IN DER SCHWEIZ.

IMPRIMÉ EN SUISSE.
STAMPA IN SVIZZERA.
STAMPATO IN SVIZZERA. 

Auflage

11 100 Exemplare

ISSN-Nummer

1662-2456

Abonnemente

www.zwoelf.ch/abo
Jahresabo: 51 Franken
2-Jahresabo inkl. Smalltalk-Booklet: 98 Franken

Kontakt

www.zwoelf.ch
info@zwoelf.ch

 www.facebook.com/zwoelfmagazin

 @zwoelf_mag

Sämtliche Texte, Bilder und Illustrationen sind urheberrechtlich geschützt. Jegliche Weiterverbreitung ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Die nächste Ausgabe erscheint Ende Juni 2019.

Dicker Hund

Bei dieser Ausgabe sind wir besonders auf den Hund gekommen. Dass der Vierbeiner des Chefredaktors öfters mal den Redaktionszvieri stibitzt, daran waren wir uns ja gewöhnt. Dieses Mal ging es aber noch tierischer zu und her. So endete das lange Gespräch mit Valentin Stocker nicht beim Fussballerischen, unser Autor holte sich für seine ebenfalls anwesende pelzige Seniorin auch gleich noch gute Tipps in Sachen Hunderucksäcke für Wanderungen.

Auch Goalie-Legende Martin Brunner brachte für das launige Gespräch über die glorreiche Vergangenheit der Grasshoppers seinen Hund mit. Wobei das Wort «Hund» einen etwas falschen Eindruck vermittelt: Man hätte das Tier auf den ersten Blick gut für einen Braunbären halten können, was unserem Interviewer einen ähnlichen Respekt einflösste, wie ihn die Gegner einst vor GC hatten.

Trotz all dieser Begebenheiten mussten wir feststellen, dass unsere Qualitäten als Spürhunde durchaus noch ausbaufähig sind. So überreichte uns der damalige Wil-Trainer Konrad Fünfstück beim Interview seine Visitenkarte. Wenige Tage später wurde er entlassen. Fünfstücks Wink mit dem Zaunpfahl hatten wir glatt übersehen: Auf der Visitenkarte waren seine Schweizer Telefonnummer und die Klub-E-Mail-Adresse bereits durchgestrichen.

Wir hoffen, dass die Geschichten aus dieser Ausgabe dennoch den Hund hinter dem Ofen hervorlocken können.

Holt das Stöcklein
Euer ZWÖLF

#72

- 6 **EINLAUFEN** Unsere Antipasti
- 8 **STARTAUFSTELLUNG** Von Belles und Barragen
- 10 **KAISERS LAUTE** Renato Kaiser wird nicht belohnt
- 12 **LEGENDENSPIEL** Claudio Zemp deutet Fussballbilder



**SUPER
LEAGUE**



- 33 **SCHWARZES BRETT** Erlesenes und Empfehlenswertes
- 65 **AUSWÄRTSFAHRT** Auf Hoaraus Spuren
- 65 **DAS GROSSE ZWÖLF-QUIZ** Wo der Modefan scheitert
- 66 **KNAPP DANEBEN** Flüelen gegen den Krieg
- 66 **SMALLTALK** Damit gibt man am Wurststand an





- 14 **Der Missverständene** Valentin Stocker haftet das Image des Provokateurs an. Im Interview erklärt er, wie es so weit kam und warum ihm das ziemlich egal ist.

- 22 **Kicken gegen Kriminelle** Für Gefängnisinsassen sind Fussballspiele ein ganz besonderer Anlass. Ein Matchbesuch beim FC Inter Pöschwies, der regelmässig Klubs empfängt.

NLA-LEGENDE

- 28 **Vor der Tragödie** 1990 debütierte ein kolumbianischer Abwehrchef für YB. Sein Name: Andrés Escobar. Vier Jahre später wurde er in seiner Heimat nach einem WM-Eigentor erschossen.

- 34 **Abwärtsfahrt** Aus dem schleichenden Niedergang wurde ein Absturz: Die Schweiz steht in der 5-Jahreswertung so schlecht da wie schon ewig nicht mehr. Eine Ursachenforschung – auch ennet den Grenzen.

- 41 **Herren der Zeit** Wann hierzulange Partien angepfiffen werden dürfen, schreibt die UEFA vor. Widerstand gegen Anspielzeiten frühabends unter der Woche regt sich, ist aber zwecklos.

AUSLANDSCHWEIZER

- 42 **Nix wie raus nach Orange County** Oliver Wyss spielte beim FC Solothurn. Danach zog es ihn in die USA, wo er heute einen Profiklub leitet. Trotz unfassbaren Schicksalsschlägen.

- 46 **NLA-Hippies** Blumentrikots, rosa Hosen und hellblaue Stutzen: Mit dieser Eigenkreation des Präsidenten machte sich der FC Luzern 1970 zum Gespött der Liga.

SCHWEIZERREISE

- 48 **FC Ponte** Im Organigramm des FC Windisch findet man fast nur den Namen Ponte. Raimondo und Co. prägen den Aargauer Klub seit Jahrzehnten.

- 54 **20 Monate Challenge League** Der Deutsche Konrad Fünfstück übernahm 2017 das Traineramt beim Krisenklub Wil. Über die unterschätzte Liga weiss er viel Gutes zu berichten.

- 56 **Stammtischthema: GC** Der Rekordmeister befindet sich im freien Fall. Bigi Meier, Martin Brunner und Pascal Thüler treffen sich, um über ganz andere Zeiten zu plaudern.

- 64 **Zeuge des Niedergangs** Roland Schwegler erlebte den letzten Meistertitel von GC mit. Aber auch wie die Vormachtstellung langsam zu bröckeln begann.





WIE GESAGT, ÄH ...

Die Young Boys sind schon wieder Meister. Zu verdanken ist das auch der Toleranz von Fredy Bickels Schwester. Gegenüber «CH Media» erzählt der frühere Sportchef, wie er sich 2015 von einem Essen bei dieser davonstahl. **«Ich sagte ihr: Ich muss nur kurz mit einem Trainer reden, beginnt doch schon mal mit dem Essen, ich bin gleich zurück.»** 90 Minuten lang war Bickel mit Adi Hütter am Telefon – und bezahlte so den späteren YB-Erfolg mit kalter Kost.

.....
Noch mehr als der Titelverteidigung von YB galt die Aufmerksamkeit der Fussballschweiz in jüngster Zeit GC, dem Rekordmeister in Schiefelage. Mit Spannung wurde die Vorstellung des neuen Präsidenten erwartet, «Tages-Anzeiger»-Leser waren wohl eher überrascht ob der tollen Stimmung, die angesichts der tristen Situation herrschte: **«In einem Werbevideo präsentiert sich der neue GC-Präsident Stephan Rietiker im weissen Arztkittel mit Stroboskop um den Hals.»** Und wir freuen uns: endlich einer, der Ivan «Disco» Knez Konkurrenz machen kann!

.....
Erstaunt zeigt sich die Fachwelt auch über die Wahl von Tomislav Stipic als neuem – und jetzt schon wieder altem – Trainer. So etwa Raimondo Ponte im «Blick»: **«Ich dachte, man suche einen renommierten Trainer wie Felix Magath.»** Gerüchten zufolge soll «Quälix» abgesagt haben, weil seine Arbeitsweise – unzählige Spieler holen, absägen, wieder neue Spieler holen – bei den

Hoppers ohnehin schon vorgelebt wird.

.....
Im Zürcher Derby gabs für GC immerhin einen Punkt. Dabei hatte Stürmer Marco Djuricin einen tollen Plan, wie er auf Teleclub verriet: **«Ich wusste, dass Brecher immer weit vorne steht. Ich habe mir auch überlegt, mal von der Mittellinie zu schiessen. Er übertreibt ein bisschen, steht sehr weit draussen. Ich bin aber nicht dazu gekommen.»** Übersetzt für alle Torhüter: Je weiter draussen ihr steht, desto ungefährlicher wirts gegen GC. Oder so.

.....
Ein weiteres Beispiel für glasklare Aussagen lieferte Stephan Lichtsteiner, der im «Tages-Anzeiger» seine Vorzüge anpries: **«Ich bringe Qualität, Quantität, Leadership und Erfahrung auf allerallerhöchstem Level über x Jahre.»**



Wir rätseln ob so viel «Quantität», wie viele Lichtsteiners es denn eigentlich gibt.

.....
Früher war der Sport halt auch einfacher, weshalb Ex-Profis so knallhart analysieren können. So etwa Marco Zwysig, der in der «Soccer Lounge» eine überraschende Fussballweisheit aus dem Hut zauberte: **«Wenn es**

in einem Spiel sieben Tore gibt, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass es einen Sieger gibt.»

.....
Der FC St.Gallen kämpfte zuletzt nicht nur auf dem Rasen, sondern auch im Gerichtssaal. Gegenspieler dort ist der nicht länger erwünschte Nassim Ben Khalifa. Das «Tagblatt» zitierte: **«Ben Khalifa merke, dass es die Angestellten des FC St.Gallen vermieden, mit ihm zu reden – sie hätten Angst, dass sie beispielsweise von Alain Sutter dabei gesehen würden.»** Der Mann, der offenbar eine solche Panik verbreitet, ist übrigens Autor der Bücher «Stressfrei glücklich sein» und «Herzensangelegenheiten».

.....
Mit seinem Trainer ist Alain Sutter weiterhin «stressfrei glücklich». Mehr noch, seinen Aussagen bei «CH Media» nach

zu urteilen: **«Jeder Verein, der einen Trainer sucht, muss irgendwann auch auf den Namen Peter Zeidler stossen.»** Real Madrid hat sich nach langem Abwägen dann aber doch für Zinedine Zidane entschieden.

.....
Gute Resultate und nachgewiesene Fachkompetenz steigern

das Interesse an einem Coach. Da fällt Ludovic Magnin derzeit etwas durchs Raster. Auf Teleclub sagte der FCZ-Trainer: **«Wie das mit dem Hands im Sechzehner ist, weiss keiner mehr. Ich kenne die Regel nicht.»** Falls ihn das beruhigt: wir auch nicht.

.....
Hoffnung machte der ehemalige FCB-Präsident Bernhard Heusler all jenen, die mit limitierten Fähigkeiten ausgestattet sind, anlässlich eines Talks im FIFA-Museum. Dort erzählte er von der goldenen Hochzeit seiner Grosseltern, wo jeder ein Lied vortragen musste. Der kleine Bernhard, völlig unmusikalisch, sang «Karli none Goal» – und erntete den grössten Applaus. **«Da habe ich bemerkt, dass man im Fussball auch zu Ruhm kommen kann, obwohl man keinerlei Talent hat.»**

.....
Im FC Thun finden sich derzeit kaum junge Spieler. Vielleicht ist das gar so gewollt, denn Sportchef Andres Gerber nahm es in der NZZ gleich mit einer ganzen Generation auf: **«Die meisten Jungen behaupten, dass sie 100 Prozent geben, aber sie tun es nicht.»**

.....
Wir schliessen den Kreis und landen nochmals bei GC. Nach welchen neusten Erkenntnissen der modernen Trainingslehre er seine Spieler so entwickeln will, dass sie ihr Potenzial gänzlich entfalten können, erklärte Uli Forte gegenüber Teleclub: **«Zuckerbrot und Peitsche. Ist jetzt vielleicht eine abgedroschene Phrase, aber es ist schon so.»** Uli Forte und Phrasen? Ach woher!

GEZÜCKTES

Text **PASCAL CLAUDE**

ESTÁDIO DO RESTELO, LISSABON

FOTO: PORTUGAL TURÍSTICO

Wir haben es bei vorliegender Postkarte mit einer Besonderheit zu tun: einem Stadion in Gehdistanz zu einer touristischen Sehenswürdigkeit. Wie in Como oder Pisa ist auch im Lissaboner Stadtteil Belém der Sportplatz auf unzähligen Postkarten zu sehen, allein deshalb, weil er wohl oder übel mitgeknipst wird. Für Freundinnen und Freunde der Stadionpostkarte – und das dürften allein in der Schweiz Millionen sein – ein seltener, dafür umso glücklicherer Umstand. Wer sich demnächst vor Ort befindet, sollte nach dem obligaten mehrstündigen Besuch der örtlichen Pastelaria und dem Verzehr von fünf bis acht Rahmtörtchen deshalb schnurstracks am Kloster vorbei dahin spazieren, wo die Musik wirklich spielt: zu Belenenses ins Estádio do Restelo.



ZÄHLBARES

DER TABELLENSTAND DER SUPER LEAGUE. DIESMAL: PUNKTE IM LETZTEN SAISONVIERTEL (SEIT 2013/14)

Direkter Abstieg, Barrageplatz, Europacup-teilnahme: Es geht um viel in diesen Tagen. Wir wollten wissen, wer von Runde 27 bis 36, im letzten Viertel der Meisterschaft, besonders gut abschneidet. Erstaunlicherweise hat Lugano den längsten Atem, gefolgt von Luzern und Sion. Sie holten fast ein Drittel ihrer Punkte auf der Schlussgeraden. Die Spitzenteams hingegen blieben auch da konstant, dem FC St.Gallen geht offenbar jeweils zum Saisonende der Schnauf aus.

RANG	KLUB	PUNKTEANTEIL IN RUNDEN 27–36
1	FC LUGANO	32,1 %
2	FC LUZERN	30,5 %
3	FC SION	31,3 %
4	FC THUN	27,6 %
5	BSC YOUNG BOYS	26,5 %
6	FC ZÜRICH	25,1 %
7	GRASSHOPPERS	24,4 %
8	FC BASEL	23,2 %
9	NEUCHÂTEL XAMAX	19,3 %
10	FC ST. GALLEN	17,1 %

Anmerkung: Wegen des unterschiedlichen Modus in der 1. Liga wurde die Xamax-Saison von 2013/14 nicht berücksichtigt.

ZUFALLSTREFFER

Es ist bisweilen ja eher zweifelhaft, was Fussballer über soziale Medien verbreiten. Im Fall von Basels Edel-reservist Zdravko Kuzmanovic sind es aber für einmal nicht (nur) die Fotos, die einen stutzen lassen. Denn da ist dieses Lebensmotto, das er auf seinem offiziellen Instagram-Account preisgibt. Man kann davon halten, was man will, aber dass Kuzmanovic sein Motto konsequent lebt, das muss man ihm eingestehen.



GEFÜHLTE WAHRHEIT

WAHRSCHEINLICHKEIT VON DINGEN, DIE **NACH 90 MINUTEN** PASSIEREN



Um die Wurst

I DID IT!



Die Stunde der Wahrheit ist im Fussball meist auch die Stunde der Präsidenten. Unvergessen, wie sich FCL-Präsident Walter Stierli nach einem Böllerwurf in der Barrage gegen Lugano in Patenmanier vor die Fans stellte. Den emotionalsten öffentlichen Auftritt hatte aber zweifellos Servettes dubioser Investor Majid Pishyar. Nach dem Aufstieg im Mai 2011 jauchzte der Iraner folgende Worte in die Kamera: «We did, we did! I'm happy. I was sure. I was sure I can take this team. Nobody believed me, but I was sure! I was sure! We did! It was great! They did their best. Did you see? They went to Super League. Nobody believed me. I diiid! Thank you, thank you, thank you. We go to be champion in Switzerland. I promise. We will do it, we will do it, we will do it. Very soon time. Up to him (*zeigt nach oben*). My god! My god helped me. He helped me. It's with his support. My god helped me. Thank you! Thank you, thank you.» Danach versprach er noch jedem einzelnen Spieler einen Porsche. Dazu kam es nicht mehr. Pishyar fuhr lieber den Klub an die Wand.

DOPPELMEISTER



Über alle Zweifel erhaben war der Modus im Schweizer Fussball noch selten. Doch so schlimm wie in den ersten Jahrzehnten wurde es zum Glück nicht mehr. 1923 durfte der FC Bern dank einem Forfaitsieg an den Finalspielen teilnehmen und gewann. Erst später kam heraus: Die Bundesstädter selber hatten in der Gruppe gegen den FC Basel mit Goalie Zorzotti einen nicht berechtigten Spieler eingesetzt und hätten deshalb doch nicht in der Finalpoule mittun dürfen. Zu spät, die neue Saison war schon im Gang. Und so wurde für 1922/23 schlicht kein Titel vergeben. Es geht aber noch absurder, wie die Nationalliga 1930/31 bewies. Zwei Gruppen, die beiden Ersten qualifizierten sich für die Finalsspiele, die Zweitklassierten bestritten ein Barragespiel. Für ein Finalturnier ist 3 aber eine ziemlich unschöne Zahl, also kam man auf die gloriose Idee, Lausanne-Sport als Sieger der 2. Division auch noch einzuladen. Die Waadtländer wussten diese hirnrisige Geste zu schätzen und errangen gleich den Titel. Aufsteiger und Meister im selben Jahr, wohl weltweit ein Unikum.

Diese Saison bringt die Barrage zurück. Als Einstimmung gibt es unsere Anekdoten zu Aufstiegs-, Abstiegs- und Entscheidungsspielen.

VOM ACKER GEMACHT



Im Laufe einer Saison kann man eine Baisse schon mal ausgleichen. Bei einem Entscheidungsspiel aber gilt es, am Tag X parat zu sein. Eine perfekte Vorbereitung ist unerlässlich. Der FC Baden allerdings erlebte vor der Barrage 1918 das komplette Gegenteil. Im Ersten Weltkrieg wurden Nahrungsmittel knapp, und so wurden allerorts Grünflächen genutzt, um Gemüse anzupflanzen. So auch das Spielfeld des Serie-A-Klubs FC Baden, wo eine Saison lang nicht Flanken und Tore, sondern Kartoffeln und Rüebli zu bestaunen waren. Nach einem Jahr ohne Fussball hatten die Aargauer gegen den voll im Saft stehenden B-Meister Luzern anzutreten – und wurden gleich mit 0:7 vom Acker gefegt. Die Zentralschweizer waren wohl einfach hungriger.

MISTER BARRAGE



Ein Barragespiel ist ein Ausnahmeerlebnis für einen Fussballer. Ausser für Manuel Garrido Rivera. 18 solcher Partien gab es in der Super-League-Ära, 12 Mal stand der gebürtige Peruaner dabei im Kader für die AC Bellinzona und den FC Vaduz. Dabei erlebte er alles: Nicht-Aufstieg, Nicht-Abstieg, Aufstieg, Abstieg. Besonderes Highlight für den Mittelfeldspieler war natürlich das Duell mit dem FC St. Gallen 2008: Challenge-Ligist ACB siegte in beiden Spielen und stürzte die Espen ins Elend. «Die Bilder dieser Barrage bewegen mich noch immer, wenn ich sie sehe», sagte Rivera kürzlich. Und er sieht sie oft: Zuletzt zeigte er das Rückspiel von damals auf Grossleinwand im Anschluss an eine Partie der ACB gegen Tuggen in der Bar Granata im Stadion, die er seit seinem Rücktritt führt. «Bar Rage» wäre bei diesem Pächter vielleicht der passendere Name gewesen.

GEHEIME WAHL



Über die Wiedereinführung der Barrage, die letztes Jahr beschlossen wurde, hatten die 20 Klubs der Swiss Football League bereits 2017 diskutiert. Damals wurde die Idee noch versenkt. 10:10 lautete das Stimmenverhältnis, zu wenig, um die von den Fans geliebte Spannung zurückzubringen. Im Anschluss wollte ZWÖLF von den einzelnen Vereinen wissen, wie sie gestimmt hatten. Die These: Alle Challenge-League-Klubs waren dafür, was wiederum bedeuten würde, dass sämtliche Super-Ligisten – aus existenziellen Sorgen – dagegen votierten. Tatsächlich bekannten sich neun der angefragten Challenge-League-Klubs zu ihrem Nein, der Fall schien klar. Nur noch der FC Wohlen fehlte zur Bestätigung. Zu unserer Überraschung fand Präsident Lucien Tschachtli, er könne sich nicht mehr genau erinnern, welchen Zettel er da hochgehalten habe. War das nun seine Art, mitzuteilen, dass er keine Auskunft geben möchte? «Nein, nein», beschwichtigte Tschachtli. Er wisse es wirklich nicht mehr. «Ich glaube aber, ich war dafür.» Vielleicht war ihm diese existenzielle Liga-Frage schlicht auch einfach egal: Der FC Wohlen erhielt die Lizenz für die kommende Saison nicht mehr und spielt unterdessen in der 1. Liga.

LA BELLE ÉPOQUE



«Entscheidungsspiel» ist so ein sperriger Begriff. Viel lieber sprach man in den 70er-Jahren von einer «Belle», wenn zwei Mannschaften zum Saisonabschluss punktgleich dastanden. Der FCB, Meister der zwei vorherigen Saisons, hatte auf der Zielgeraden die Grasshoppers noch abgefangen, die zum Abschluss sechs Partien in 17 Tagen zu absolvieren hatten. Das bessere Torverhältnis nützte damals noch nichts. Dem Staat war das anstehende Finale egal, die Basler Karl Odermatt und Werner Balmer mussten im Vorfeld ins Militär einrücken. Die Partie im Wankdorf vor 51 000 Zuschauern, mehrheitlich GC-Fans, wurde eine für die Geschichtsbücher. 1:0, 1:2, 4:2, 4:3 lautete die Torfolge nach Verlängerung, GC schoss sich nach 15 Jahren Pause endlich wieder zum Titel. Und dies, obwohl der «Blick» urteilte: «Schiedsrichter Darbellay benachteiligte die Hoppers, wo er konnte, solange er konnte.» Die Enttäuschung beim Basler Anhang hielt sich in Grenzen. So etwa bei dem Fan, der einem Journalisten diktierte: «Waisch, muesch halt de Zircher au emol ebbis lo, sunscht griege die no meh Kompläx, als sie scho hänn!»

TESSINER TRITTE



Wenn die Träume zu platzen drohen, können schon mal Sicherungen durchbrennen. So geschehen im Aufstiegsspiel im Juni 1961. Der FC Schaffhausen und die AC Bellinzona duellierten sich im Neufeld um einen Platz in der Nationalliga A. Der FCS hatte mit einem Doppelschlag vorgelegt, im Tessiner Anhang brodelte es. Nach einer Stunde wurde ein Tor der ACB annulliert, nun gab es kein Halten mehr: Eine Gruppe Tifosi stürmte den Platz und ging mit Fäusten und Tritten auf Schiedsrichter Schicker los. Die Partie wurde abgebrochen und beschäftigte in der Folge das Verbandsgericht. Den Schuldigen machte die NZZ schnell aus: «In vielen Kreisen wird die Auffassung vertreten, dass der Hauptfehler beim Schiedsrichter lag, der viel zu früh abgebrochen habe. Nur bei einer Minute längerer Wartezeit wären die aufgebodenenen zehn Polizisten mit den Rowdies bestimmt fertig geworden.» Den geforderten Forfaitsieg bekamen die Schaffhauser nicht zugesprochen. Erstaunlich vor allem deshalb, weil auf Filmaufnahmen zu erkennen war, dass einer derjenigen, die mit Fahnenstangen auf den Unparteiischen eindroschen, ein Reservespieler der Tessiner gewesen war. Erst fünf Wochen später ging das Wiederholungsspiel über die Bühne, Schaffhausen gewann diskussionslos 4:0.

GONE IN 20 SECONDS



Fürs Eishockey und dessen Modus haben Fussballfans meist nur ein müdes Lächeln übrig, vergessen dabei aber ganz, dass im Mutterland ihres eigenen Sports tatsächlich Play-offs ausgetragen werden. Im dramatischsten Aufstiegsduell, das England je gesehen hat, stand ein Schweizer mit-tendrin: Almen Abdi, heute in Sheffield höchstens Bankdrücker (*siehe letzte Ausgabe*), war 2013 noch Fadenzieher im Mittelfeld von Watford. Das Halbfinal-Hinspiel in Leicester ging 0:1 verloren. Zu Hause ist das Team von Gianfranco Zola dann mit einem 2:1 bis in der Nachspielzeit auf Verlängerungskurs, als sich die Ereignisse überschlugen. Leicester bekommt einen zweifelhaften Penalty zugesprochen. Goalie Almunia pariert – auch den Nachschuss aus 3 Metern. Dann heisst es: Abdi Post. Ein Befreiungsschlag, ein Rush, eine Flanke, eine Kopfballvorlage, Deeney zieht ab, der mitgespurte Abdi springt gerade noch zur Seite. 20 Sekunden nach dem Penalty, in der 97. Minute, liegt der Ball im gegenüberliegenden Tor. Watfords Fans stürmen das Feld, und Almen Abdi, der in dieser Saison mit 12 Toren viel zum Aufstieg beitrug, wird sich noch heute erinnern: So heldenhaft fühlte sich das damals an, als Fussballer auf dem Rasen.



RENATO KAISER
ist wahlweise Satiriker, Komiker oder Slam-Poet.
@Renato_Kaiser

Fussball ohne Lohn

«Wir haben uns für unseren Aufwand nicht belohnt.» Ein Satz für die Fussballgötter. Und das meine ich nicht hämisch, sondern voller Bewunderung. Am Anfang war das Wort. Am Ende war dieser Satz. Und ich glaube, das Fernsehpublikum, die Fussballwelt, ach was sage ich: die Menschheit ist sich der Tragweite der Aussage noch nicht bewusst. Wenn der ausgepumpte, verschwitzte und enttäuschte Fussballspieler diese Worte zwischen den so abgeklärt wie frustriert zusammengekniffenen Lippen hervorpresst, wissen wir: Es ist etwas Grosses passiert. Keine unverdiente Niederlage, kein knappes Unentschieden, nein, hier geht es um mehr.

Es geht um Aufwand und Lohn. Es geht um das Belohnungssystem, und dieser Mann hier, meine Damen und Herren, ist ein Opfer des Systems! Stellen Sie sich vor, wie der sich fühlen muss. Wie ein geschlagener Hund! Ein Labrador, der Ihnen das Stöckchen bringt, aber kein Leckerli bekommt. Der Sie dann so ehrlich enttäuscht anschaut und mit seinen treudummen Augen sagt: «Moment mal! Ich wurde für meinen Aufwand nicht belohnt!» Herzerreissend! Mit einem wichtigen Unterschied: Der Fussballer sagt ja nicht, er sei nicht belohnt worden, nein: Er habe sich nicht belohnt! Er sich selbst! Was für ein Held! Diese Schuld schiebt er nicht ab, o nein, er trägt sie ganz allein. Modern heroes don't wear capes – they wear football jerseys.

Nicht der Schiedsrichter ist schuld, auch nicht der Trainer, nicht einmal die gegnerische Mannschaft, no, no. Wenn uns jemand geschlagen hat, dann wir selbst – mit unserem selbst gewählten Verzicht auf Lohn. Dass der interviewte Fussballer natürlich Lohn kriegt, und zwar üppig, spielt zu Recht keine Rolle. Denn darum geht es hier nicht. Das ist schnöder Mammon! Was sind schon Millionen auf dem Konto gegen drei Punkte!

Der Fussballer – der Held der Arbeiterklasse! Cristiano Ronaldo, der alte Sozialist, verdient pro Tag 287 000 Euro. Ein Dilemma! Ich stelle mir vor, wie er jeden Abend vor dem Zubettgehen die Hand auf «Das Kapital» von Marx legt und sagt: «Ich habe mich für meinen Aufwand zu sehr belohnt.»



Aufwand und Lohn – so edel, so bodenständig, irgendwie betriebswirtschaftlich und volksnah zugleich. Ein Königreich für einen Satz! Ein Satz für König Fussball und sein Volk. Ein Satz für die Kinder! Für jedes Kind, das auf die Frage der Eltern, warum es schon wieder schlechte Noten nach Hause bringe, antworten kann: «Wir haben uns einfach nicht für unseren Aufwand belohnt.» Und die Eltern: «Was heisst hier wir?» Und das Kind dann: «Ja sind wir denn ein Team oder nicht?» Ein Satz für Erwachsene! Zum Beispiel beim Sex: «Wir haben uns nicht für unseren Aufwand belohnt.» – «Ja gut, also du bist gekommen ...» – «Okay, einigen wir uns auf Unentschieden.» Und nicht zuletzt ein Satz für den Kolumnisten. Denn wenn Ihnen diese Kolumne nicht gefallen hat, dann werde ich mich dafür nicht entschuldigen. Ich sage nicht: «Ich habe schlecht geschrieben.» Nein, ich sage natürlich: «Wir haben uns für unseren Aufwand nicht belohnt.»

Leitest Du Dir heute bessere Plätze im Stadion als vor zwölf Jahren und unterstützt trotzdem immer noch den gleichen Verein?

Dann bist Du vielleicht unser ...

zwölfter Mann

Sei unser ZWÖLFter Mann und zeige bei Deinem Aboabschluss oder Deiner nächsten Aboverlängerung Deine Verbundenheit mit einem freiwilligen «Fan-Zustupf».

Supporte ZWÖLF in der **Fankurve**, auf der **Haupttribüne** oder in der **Ehrenloge**.

www.zwoelf.ch/zwolfster-mann

Mit Deiner Unterstützung hilfst Du matchentscheidend mit, dass wir unabhängiger werden von den Launen des Werbemarktes und Dich und alle anderen LeserInnen auch in Zukunft mit akribisch recherchierten Geschichten, profunden Analysen und witzigen Anekdoten in gewohnt hoher Qualität unterhalten können.



LEGENDENSPIEL

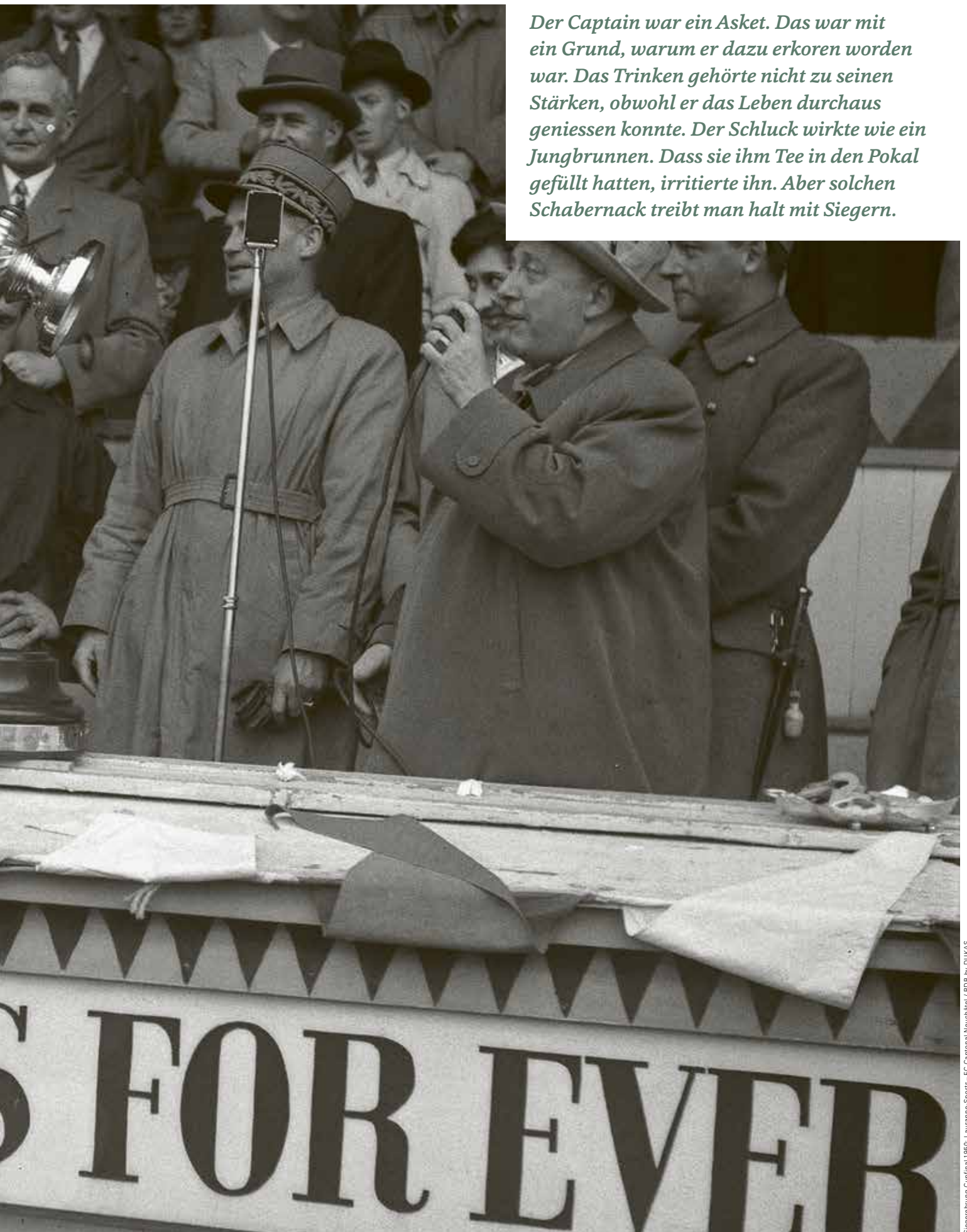
mit CLAUDIO ZEMP

Der Autor mag alte Fotos und macht
sich seinen eigenen Reim drauf.

@postkartenfranz



Der Captain war ein Asket. Das war mit ein Grund, warum er dazu erkoren worden war. Das Trinken gehörte nicht zu seinen Stärken, obwohl er das Leben durchaus geniessen konnte. Der Schluck wirkte wie ein Jungbrunnen. Dass sie ihm Tee in den Pokal gefüllt hatten, irritierte ihn. Aber solchen Schabernack treibt man halt mit Siegern.



«In was für einer Welt leben wir eigentlich?»»

Valentin Stocker ist eine Reizfigur.
Das Image zu korrigieren, hat er indes
aufgegeben. Im Interview spricht der
Luzerner über Gelassenheit, Geldsorgen
und Geissen.

Interview
MÄMÄ SYKORA
@maemae_sykora
und
CHRISTOPH KIESLICH
@cokiesel

Bilder
KOSTAS MAROS
www.kostasmaros.com



Valentin, beim Cup-Viertelfinal in Sion haben wir den Stocker früherer Basler Tage gesehen: bissig, giftig und dann auch noch entscheidender Torschütze: War das eine Art Wiedergeburt?

Natürlich hatte ich das Gefühl, dass es ein guter Match war. Aber solche gab es auch vorher schon. Wahrscheinlich ist in diesem Spiel eine Last abgefallen. Vielleicht steht es stellvertretend dafür, dass die Zeit davor eine schwierigere war und es wieder bergauf ging. Nicht nur auf mich bezogen, sondern auf die ganze Mannschaft und den ganzen Verein.

Dein früherer Teamkollege und heutiger Sportchef Marco Streller hatte angekündigt: Du kannst in den wichtigen Spielen den Unterschied machen. Jetzt löst du das endlich ein.

Es ist für mich schwierig, dazu etwas Sinnvolles zu sagen. Nach meiner Rückkehr hat sich eine Eigendynamik entwickelt. Ich empfand die Situation zwar nie so negativ, weil ich weiss, was dahintersteckt. Ich kam aus einer Knieoperation, hatte in Berlin nicht mehr so oft gespielt. Und in Basel traf ich dann ja auch nicht auf eine Mannschaft, die zwanzig Punkte Vorsprung hatte. Frühere Rückkehrer, wie zum Beispiel Matías Delgado, konnten sich über längere Zeit wieder ans Niveau anpassen, denn dem Team lief es ja bereits gut. Das war nicht mit meiner Rückkehr vergleichbar.

Trotzdem: An deine Rückkehr wurden riesige Erwartungen geknüpft.

Weil ich gemessen wurde an meiner letzten Phase vor dem Wechsel. Ich war damals für den verletzten Marco Streller Captain, habe in den letzten sieben Spielen getroffen, wir sind Schweizer Meister geworden. Ich war auf dem Höhepunkt meines persönlichen Leistungsvermögens, der FCB auf einem Allzeithoch. Das ist das Bild, das die Leute von mir haben. Und dem gerecht werden zu können – das war mir von Anfang an klar –, ist mehr oder weniger unmöglich. Und dann wird der ausbleibende Erfolg eben auf Einzelne projiziert. Da bin ich auch bereit, Verantwortung zu übernehmen.

Du kamst nun einmal aus der Bundesliga, nimmst die Super League jetzt aber nicht im Alleingang auseinander. Ist der Unterschied doch nicht so gross?

Doch, definitiv. Das Tempo, die Zweikampfbereitschaft, die Physis, das ist schon eine andere Hausnummer. Aber ich bin und war nie ein Spieler, der allein eine Abwehr vor Probleme stellen kann. Ich bin technisch nicht unglaublich versiert und bin auch nicht extrem schnell. Was ich aber kann: in einem Kollektiv, in dem ich mich wohlfühle, noch einmal etwas draufgeben. In meiner ersten Zeit in Basel haben wir sehr viel gewonnen. Aber ich habe bei Weitem nicht in jedem Match supertoll gespielt. Keiner sagte: «Wow, der müsste eigentlich für 25 Millionen nach England gehen.» Ich hatte das Glück, in den wichtigen Momenten am richtigen Ort zu sein. Es ging bei mir mehr über den Kampf, über den unbedingten Siegeswillen, darüber, nicht aufzugeben. Dafür habe ich sehr viel zurückbekommen. Die Leute hier in Basel haben mich gerne.

Wie hat die Bundesliga dich verändert?

In Basel war das Zwischenmenschliche eine Hauptmotivation für mich. Beim FCB wusste ich, dass ich bei fünf von sieben Trainings in der Woche Spass habe. Manchmal hatten wir es so lustig, dass wir Tränen gelacht haben. Durch den Erfolg hat sich das immer mehr hochgeschaukelt. In der Bundesliga ging es einzig darum, die eigene Leistung auf den Platz bringen zu können. Was links und rechts passiert, ist dort eigentlich egal. Es gibt dort so viele Veränderungen und Wechsel, dass du als Einzelperson schlicht niemanden interessierst.

Den Teamgeist gibt es dort nicht?

Doch, man muss nun nur nach Frankfurt schauen. Da ist etwas gewachsen. Aber in der Bundesliga hat es fast in jeder Mannschaft Spieler mit unglaublichen Fähigkeiten, die für Bayer Leverkusen oder für Chelsea auflaufen könnten. Das kommt denen nicht drauf an. Und wenn du auf diesem Niveau nicht lieferst, macht es ein anderer.

Die Bundesliga also ist darwinistisch und gnadenlos und die Super League ein behüteter Raum?

Das Gefüge in Basel, das ich als junger Profi angetroffen habe, ist sehr förderlich gewesen für mich. Das habe ich in Berlin einfach weniger gehabt.

Und wie ist das mit dem Spass heutzutage in Basel?

Ich habe nicht erwartet, dass es wieder genauso ist wie früher. Aber jetzt haben wir wieder einen guten Drive, und deshalb macht es auch Spass im Training. Es wächst langsam wieder etwas zusammen.

«Ich habe mit 25 bereits mein erstes Testament geschrieben. Glaubt mir, das ist nicht lustig.»

Du hast in deiner Karriere sehr gut verdient. Was macht man bloss mit all dem Geld, wenn man sich nicht ständig ein neues Auto kaufen will?

Der Verdienst beruhigt. Aber so einfach, wie man meint, ist es auch nicht. Natürlich bin ich privilegiert. Ich habe mir in Berlin-Mitte eine Wohnung gekauft, und ich habe eine in der Schweiz. Daneben habe ich in Lebensversicherungen investiert. Denn was ist, wenn mir etwas passiert? Ich möchte keine Schulden hinterlassen.

Lebensversicherungen? Bist du so pessimistisch veranlagt, dass du gleich vom Schlimmsten ausgehst?

Klar kann ich die Hypotheken mit meinem

Verdienst bezahlen. Aber wenn etwas passiert, dann stehen vielleicht andere Leute da, die nicht in meiner Dimension verdienen und die Schulden nicht abbezahlen können. Das möchte ich nicht. Ich habe mit 25 bereits mein erstes Testament geschrieben. Glaubt mir, das ist nicht lustig.

Hast du eigentlich Familie?

Ich bin seit Längerem glücklich liiert. Aber Kinder möchten wir erst am Ende meiner Karriere, wenn ich sie auch aufwachsen sehen kann.

Allgemein ist dein Privatleben praktisch nicht öffentlich.

(schmunzelt) Und das ist schön so. Ich bin in der Schweiz halt sehr bekannt, in Berlin ist es anonym. Ich mache kein Geheimnis um meine Person, ich pflege den Austausch mit den Fans, aber ich möchte auch nicht zu viel Privates von mir preisgeben.

Du engagierst dich ja in der Tierhilfe. Woher kommt das?

Ich bin mit Tieren, vor allem mit Hunden gross geworden. Als wir vor zwei Jahren in Süditalien in den Ferien waren, kam uns ein herrenloser Welpe entgegen. Und weil es unmöglich war, den wieder auf die Strasse rauszuschicken, quasi in den Tod, haben wir damals den Entschluss gefasst, solchen Tieren zu helfen. Was mich am meisten berührt, sind Lebewesen, die keine Chance oder keine Wahl haben. Das sind Kinder, Katzen und Hunde.

Und was unternimmt ihr nun konkret für die Tiere?

Wir haben in Apulien ein Stück Land und ein Haus gekauft. Dort lebt eine Freundin von uns. Wir haben eine Auffangstation gegründet für Hunde und Katzen – wir würden auch Hühner, Geissen oder Esel aufnehmen, egal. Es ist allerdings nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Das Tierleid in dieser Region ist riesig. Die Kommunen interessieren sich nicht gross für das Thema, und Wohltätigkeitsorganisationen stossen eher auf Ablehnung. Mir geht es darum, den Tieren eine zweite Chance

zu geben – oder eine erste, wenn es noch junge Tiere sind.

Hat es auch etwas damit zu tun, der Welt mehr geben zu wollen als Tore und Dribblings?

Womöglich. Es geht mir um Werte. Und ein solches Engagement ist nachhaltig.

Inwieweit schlägt diese Nachhaltigkeit auch in anderen Lebensbereichen bei dir durch?

Ich beschäftige mich schon lange mit dem Thema Ernährung, setze mich mit Vegetarismus oder Veganismus auseinander. Alles hat schlussendlich miteinander zu tun: Es geht um unsere Welt und darum, was wir persönlich dazu beitragen können, diese Welt nicht weiter kaputtzumachen.

Und das heisst für dich konkret?

Ich denke da an Themen wie Massentierhaltung oder den übermässigen Fleischkonsum. Oder um Armut und den fehlenden Zugang zu Trinkwasser. Mein bester Freund ist der Kopf hinter «Wasser für Wasser», einer Organisation, die enorme Arbeit leistet. Zum Beispiel in Sambia, wo man Brunnen bohrt, Schulen aufbaut und Leute ausbildet, die sich um die Versorgung in den Slums sorgen können. Hier in der Schweiz bewegt sich die Generation, die nun aufwächst, in eine Richtung, die ich toll finde. Das sieht man jetzt an den Klimastreiks der Schüler.

Und du selber, kannst du diese Nachhaltigkeit konsequent durchziehen?

Was ich zugeben muss: Der fahrbare Untersatz ist mein Laster. Ich wohne in Luzern und fahre mit dem Auto nach Basel zur Arbeit.

Das wäre einfach zu lösen: Du ziehst nach Basel.

Ich sage doch: Es ist mein Laster. (lacht) Aber wenn die Elektroautos so weit sind, werde ich früher oder später wahrscheinlich umsteigen. Und im Flugzeug sitzen wir als Fussballprofis natürlich auch oft, das lässt sich nicht vermeiden.

Auf Fleisch verzichtest du?

Ich sehe mich als Flexitarier. Ich esse schon noch gerne ein gutes Stück Fleisch, im richtigen Moment und unter der Voraussetzung der richtigen Herkunft und Haltung. Aber es vergehen auch ganze Wochen, während denen ich andere Sachen esse.

Kürzlich erschien zu einem unserer Interviews ein Spieler in Echtpelz-Jacke. Wie empfänglich sind Fussballer für deine Werte?

Es ist unglaublich schwierig. Ich kann mit meiner Haltung vorangehen und andere in Gesprächen dazu animieren, sich mehr Gedanken zu machen, oder auf Alternativen hinweisen. Es gibt zum Beispiel Labels, die verarbeiten Pelze von überfahrenen Tieren. Aber solche Alternativen sind oft teuer, und nicht jeder hat wie ich die finanziellen Möglichkeiten, darauf zurückzugreifen. Ich will deshalb meine Mitmenschen auch nicht belehren und mit dem Finger auf andere zeigen.

Du hast mal gesagt, dass du dich früher nicht getraut hättest, öffentlich für deine Einstellung einzustehen, weil man dann im Fussballgeschäft als Sonderling gelte.

Dafür braucht man eine gewisse Reife und das entsprechende Selbstvertrauen. Man muss seine Werte auch erst entdecken und sich Wissen aneignen, bevor man sich sicher genug fühlt, für etwas einzustehen. Es hilft einem Menschen enorm, wenn er überzeugt ist, die richtigen Werte zu haben. Damit macht man sich weniger angreifbar.

Es heisst oft, als Profi könne man nur bestehen, wenn man sein Leben zu 100 Prozent dem Fussball unterordne. Torschützenkönig in der Super League wird aber Guillaume Hoarau, der ab und zu Konzerte gibt. Und auch du zeigst, dass man sich nebenher durchaus noch mit anderem beschäftigen kann.

Aber es ist leider so, dass jedes Engagement gegen dich vorgebracht wird, wenn es mal nicht so läuft. Dann sagen die Leute, der sei mit seinem Kopf nicht mehr beim Fussball, weil er ein Tierheim in Italien hat. Es ärgert

mich total, wenn ich mich dafür rechtfertigen muss. Da denke ich mir dann: In was für einer Welt leben wir eigentlich? Man muss ein dickes Fell haben, wenn man mit solchen Gedanken an die Öffentlichkeit geht. Dann muss man hinstehen und sagen: Das bin ich, und wenn ihr mich nicht versteht, dann ist es umso besser. Dann weiss ich, dass ich das Richtige mache. *(schmunzelt)*

Wie gehst du denn mit dem Gefühl um, wenn andere dich nicht verstehen?

Mittlerweile finde ich es ziemlich geil. *(lacht)* Es hängt wahrscheinlich mit den Leistungen auf dem Platz zusammen. Im Erfolg ist es dann plötzlich wieder toll, wenn man als Leistungssportler auf Fleisch verzichtet.

«Ich musste mich immer gegen Ungerechtigkeiten verteidigen.»

Das alles würde ja durchaus taugen zu einer allgemeinen Imagekorrektur. In vielen Stadien wirst du jetzt nicht gerade warmherzig empfangen.

Ich bin früher medial in ein extrem schlechtes Bild gerückt worden. Damals gehörte ich zu den Gesichtern des Erfolgs beim FC Basel. Dieser war gleichbedeutend mit dem Misserfolg der anderen Klubs.

Die Leute haben anderes vor Augen: deine «Mätzchen», deine «fiesen Fouls» ...

Aber ich bin nur zwei Mal in meiner Karriere vom Platz gestellt worden. Einmal musste ich mich selbst und meine

Gesundheit schützen, das andere Mal gab es Gelb-Rot nach einem Rencontre mit Francesco Totti. Und trotzdem gab es diese Negativität. Plötzlich konnte jeder nach dem Spiel sagen: «Ja, der wieder!» Und nie stand ein Gegenspieler hin und sagte: «Der ist eigentlich gar nicht so.» Ich musste mich immer gegen Ungerechtigkeiten verteidigen.

Ist es im Fussball überhaupt möglich, ein Image loszuwerden? Die Italiener könnten mit neun Stürmern spielen ...

... und alle würden immer noch sagen, die stünden nur hinten rein. Ja, im Fussball gilt ein Image fast für die Ewigkeit. Jetzt interessiert mich mein Image aber schlicht nicht.

Nicht oder nicht mehr?

Am Anfang hatte ich schon Mühe damit. Ich empfand es als total ungerecht. Auch ich wurde hart angegangen, und kaum beging ich ein Foul, zog man wieder über mich her. Hinzu kamen die deftigen Provokationen und Beleidigungen von den Rängen. Und wenn ich dann nach einem Sieg aus Genugtuung in die Zuschauer winke, dann heisst es, ich sei jener, der provoziere. Ich halte viel aus, ich erwarte aber auch von jenen, die austeilten, dass sie selber auch einstecken können.

Hoffst du noch auf einen Imagewandel? Marco Streller hat es im Spätherbst seiner Karriere geschafft, auch in der Restschweiz gemocht zu werden, wo er zuvor ausgepiffen wurde.

Nein, mir ist das auch nicht wichtig. Ich denke, ich kann Äusserungen und Reaktionen mittlerweile gut einordnen. Ich habe meine Leute, deren Ansichten mir etwas bedeuten, und auf die höre ich. Das zählt für mich, nicht die öffentliche Meinung.

Sind das Leute aus dem Fussball?

Nein, der Grossteil nicht.

Ist das wichtig?

(überlegt) Ja, schliesslich sind das jene, die mich als Mensch kennen und nicht als Fussballer.

Manche vermuten, deine Art auf dem Platz komme daher, dass du damit versucht hast, aus dem Schatten der grossen Basler Spieler wie Marco Streller, Benjamin Huggel oder Alex Frei zu treten.

Solche Behauptungen zeigen mir wieder, wie schlecht mich die Leute kennen. Denn das stimmt einfach nicht. Einige sehen mich als verbissen an, dabei fehlt mir in vielen Dingen der Ehrgeiz. Mit Tennis musste ich aufhören, weil ich überfordert war mit der Situation, dass nur einer von uns beiden gewinnen kann. Da war ich wie blockiert. Und bei einem Jass verliere ich lieber einmal, wenn ich weiss, dass sich andere über einen Sieg mehr freuen.

So viel Empathie ist jetzt nicht gerade die ideale Voraussetzung für einen Fussballer.

Im Mannschaftssport ist das völlig anders. Im Fussball tritt man als Team auf, da empfinde ich das nicht gleich. Hinzu kommt: Wenn mich ein Verein verpflichtet, dann will ich unbedingt etwas zurückgeben. Daraus entsteht ein zusätzlicher Ehrgeiz.

Wird überhaupt noch gejasst beim FC Basel?

Nein. Gespielt wird vor allem Eile mit Weile.

Ernsthaft?

Ja, mit Spielbrett und Figuren. Da macht die ganze Mannschaft mit, und es ist eine willkommene Abwechslung zum Handy.

In einem früheren ZWÖLF-Interview hast du mal gesagt, Lebenserfahrung sei sehr wichtig und man müsse aus Fehlern lernen. Damals warst du 22, jetzt bist du 30 geworden. Welche Erfahrungen willst du den Jungen von heute weitergeben?

(überlegt lange) Dass man sich darüber Gedanken machen soll, was einem wichtig ist im Leben. Die Jungen haben heute sehr viele Möglichkeiten, sie können sich auf viele Arten informieren. Ich fände es schön, wenn das auch vermehrt genutzt würde, um sich zu reflektieren, um die Persönlichkeit zu festigen. Dass man auf seinem Lebensweg Fehler macht, hat auch etwas





Valentin Stocker

*12. April 1989 in Luzern

Gutes. Man lernt am meisten, wenn man etwas falsch gemacht hat. Ich habe auch viele Fehler gemacht.

Welcher war besonders folgenschwer?

Keiner. Aber alle waren wichtig. Sonst hätte mich mein Weg nicht an den Punkt geführt, wo ich heute bin. Klar, ich hätte in einigen Situationen anders reagieren können, und es wäre in dem Moment wohl besser gewesen. Aber wäre es auch für meinen künftigen Weg besser gewesen? Das weiss man nicht. Wenn man mich fragt, ob ich etwas in meinem Leben anders hätte machen sollen, dann sage ich: Nein.

«Viele sagten:
«Ha, er hätte halt
in der Schweiz
bleiben sollen!»»

Auch nicht den Wechsel zu Hertha?

Ich hätte beim FCB bleiben können, als Captain, hätte noch einige Titel gewonnen. Aber mit 35 hätte ich mich dann vielleicht gefragt: Warum bin ich nicht gegangen? Die Leute machen es sich oft einfach. Sie beurteilen die momentane Situation und geben dann ihre Meinung ab. Bei Hertha hatte ich anfangs Schwierigkeiten, wurde in der U23 eingesetzt, und viele sagten: «Ha, er hätte halt in der Schweiz bleiben sollen!» Später trug ich viel zum Klassenerhalt bei, der «Kicker» attestierte mir «internationale Klasse». Die gleichen Leute fanden dann wohl, ich hätte alles richtig gemacht. Darum gebe ich auch nicht viel auf solche Meinungen.

		Spiele	Tore
2005	SC Kriens	1	0
2006–2014	FC Basel	276	68
2014–2018	Hertha BSC	76	9
2018–	FC Basel	21	3
Länderspiele			
2008–2017	Schweiz	36	6

wir haben sehr intensiven Kontakt. Ehrlich gesagt hätte ich ihn auch gerne in unseren Farben gesehen.

War das ein Thema?

Für mich schon. (*lacht*) Es ist ja klar, dass ein Spieler mit Fabians Qualitäten und auslaufendem Vertrag ein Thema ist. Er hat sich für YB entschieden, und ich bin gespannt, wie er mit dem Kunstrasen zurechtkommt.

Den Kunstrasen magst du weniger?

Wenn ich könnte, würde ich ihn verbieten, zumindest in der höchsten Spielklasse. Aber da spielen auch wirtschaftliche Überlegungen mit rein. Dass ein Cupfinal auf Kunstrasen ausgetragen wird, finde ich schon sehr schade.

Gibt es sonst noch Dinge, die du ändern würdest im Fussball?

Ich würde die Torlinien-Technologie einführen, ausgerechnet die kommt aber in der Schweiz ja noch nicht, stattdessen der VAR. Von dem bin ich noch nicht so begeistert. Ich störe mich an dieser Unsicherheit, wann er eingreift und wann nicht. Da bin ich wohl eher konservativ eingestellt, was derartige Neuerungen angeht. Aber vielleicht ist das wie im Leben: Erst müssen Fehler passieren, dass daraus schliesslich etwas Gutes und in diesem Fall Gerechteres entsteht. 🍌

Apropos international: Wann hast du zuletzt mit Vladimir Petkovic gesprochen?

Vor eineinhalb Jahren habe ich mit ihm telefoniert. Dass ich derzeit kein Thema für die Nati bin, kam aber von mir aus, nicht von ihm. Die Schweiz hat so viele junge, talentierte Spieler, da will ich nicht im Weg stehen. Ich will mich auf den FC Basel konzentrieren. Für mich stimmt es so. Ich bin im Moment ein sehr zufriedener Mensch.

Trotz riesigem Rückstand auf YB?

Natürlich können wir mit dieser Saison nicht zufrieden sein. Aber man muss auch akzeptieren können, dass es eine Mannschaft gibt, die diese Saison einfach besser war. Unser Ziel ist es, uns so zu verbessern, dass es nächste Saison anders aussieht. In der Rückrunde haben wir grosse Fortschritte gemacht. Wir können YB Paroli bieten.

YB verstärkt sich im Sommer mit deinem langjährigen Teamkollegen Fabian Lustenberger. Hast du ihm gesagt, was ihn hier erwartet?

Wir haben ein freundschaftliches Verhältnis, waren Zimmergenossen bei Hertha und kommen beide aus der Innerschweiz. Ich habe ihn sehr schätzen gelernt, und

Fussball wird auf der ganzen Welt gespielt – sogar hinter Gittern. Im grössten Gefängnis der Schweiz laufen regelmässig Schweizer Klubs auf. Dem FC Inter Pöschwies gehts dabei ums Ergebnis, den Gästen dagegen ums Erlebnis.

90 Minuten Freiheit

Die Anspannung ist gross, viel grösser als vor einem gewöhnlichen 3.-Liga-Spiel. Die erste Mannschaft des FC Affoltern hat sich soeben auf dem Parkplatz vor der Justizvollzugsanstalt Pöschwies besammelt. Vereinzelt sind Sprüche zu hören, womöglich zur Ablenkung. Dabei ist die Truppe mit Spielern aus vielen verschiedenen Nationen gut vorbereitet: Handys und Zigaretten bleiben im Auto, alles Weitere ist in Fussballtaschen verpackt. Die Protagonisten sind bereit für einen Samstagnachmittag, der sich so schnell nicht wiederholen wird. Die hohen Betonwände des grauen Gebäudes wirken einschüchternd. Dass Frauen mit Kleinkindern vor dem Eingang auf ihre Einlassgenehmigung warten, verstärkt das flaue Gefühl in der Magengegend noch zusätzlich.

Vier Tage vor der Begegnung auf dem Sportplatz Fronwald im Norden der Stadt

Zürich. Fabio Micelli, Co-Trainer des FC Affoltern, erklärt, wie es zur Idee kam, ein Spiel im Gefängnis auszutragen: «Wir haben kein Trainingslager durchgeführt, und für den Zusammenhalt ist es sehr wichtig, etwas als Team zu unternehmen.» Nachdem jeder Spieler seine ID eingeschickt hatte – ein obligatorischer Teil des Anmeldeprozederes für jeden Besucher in Pöschwies –, habe sich die Stimmung ziemlich schnell verändert. Einige Spieler seien nach einem Check der Behörden abgelehnt worden und stünden somit am Samstag nicht zur Verfügung. «Danach gab es natürlich Sprüche: ‹Ich habe doch genau gewusst, dass du ein Schwerverbrecher bist› und Ähnliches. Im ersten Moment möchte man natürlich wissen, weshalb ein Spieler nicht mitkommen darf. Die Vergangenheit sollte uns aber nicht interessieren. Wir sind eine Familie

und stehen zusammen», sagt Micelli. «Wir bringen aber mit Sicherheit elf Spieler auf den Platz am Samstag, wir sind ja keine Schwerverbrechermannschaft», versichert er lachend. Dass sein Team jedoch bald elf Schwerverbrecher treffen wird, dessen ist sich auch FCA-Stürmer Mertcan Topaloglu bewusst. Wichtig sei ihm, nichts über die Verbrechen der Gegenspieler zu wissen. Das würde alles verändern: «Ich wüsste nicht, ob ich dann überhaupt hineingehen würde. Mit einem Kinderschänder will ich nichts zu tun haben.»

Sie sitzen drei Jahre und mehr

Tatsächlich sind in der JVA Pöschwies die härtesten Verbrecher der Schweiz untergebracht. Die Mindeststrafe beträgt drei Jahre. Die Chance, dass Mertcan und seine Kollegen gegen Menschen spielen, die





Im Vorfeld prüften die Behörden, welche Spieler des FC Affoltern zur Partie im Gefängnis zugelassen sind. Beim Eingang gab es noch mal eine Kontrolle.



jemanden getötet oder sich an einem Kind vergangen haben, ist also sehr hoch. Das wissen die Spieler des FC Affoltern – und können deshalb nicht verhindern, intensiv darüber nachzudenken, was und vor allem wer sie hinter Gittern erwartet.

Mike* ist einer von ihnen. Seit fast sechs Jahren ist er Linksverteidiger beim FC Inter Pöschwies. Weitere zwei Jahre Haft hat er noch vor sich. Weshalb er einsitzt, wird weder die Gästemannschaft noch die Journalistin erfahren. Mike denkt nicht daran, das Team früher zu verlassen als die Haftanstalt. Er ist breit gebaut, dunkelhäutig und trägt eine beeindruckende Haarpracht mit sich herum: Seine langen Rastas hat er zusammengebunden, damit sie ihm auf dem Platz nicht in die Quere kommen. Entdeckt hat ihn der Trainer auf dem Hof, wo er regelmässig Fussball gespielt hatte. Seine Technik und seine Ballkontrolle durfte er ihm anschliessend bei einem Probetraining unter Beweis stellen. «Meine Fähigkeiten haben dem Trainer imponiert», sagt Mike und lacht stolz. Schon als kleines Kind habe er das Fussballspielen geliebt und in seiner Freizeit nichts anderes getan. Auch im Gefängnis ermöglichte ihm der Sport, Freundschaften zu pflegen, was ausserhalb des Teams eher schwierig sei.

Für den FC Inter Pöschwies steht der sportliche Ehrgeiz über allem, die Spiele werden sehr ernst genommen: «Vor dem Spiel ist die Stimmung in der Kabine immer sehr konzentriert, weil wir nie wissen, wie

stark der Gegner sein wird.» Ein Problem, mit dem sich der Gefängnisverein immer konfrontiert sieht: Man kann den Gegner weder beobachten noch sich über ihn informieren. An ihrer Zuversicht ändere dies aber nichts, sagt Mike: «Von der Mentalität her sind wir auf Champions-League-Niveau. Für uns ist das Siegen viel wichtiger als für unsere Gegner. Wir kämpfen, um zu gewinnen.» Die mentale Vorbereitung des Teams übernimmt Mike höchstpersönlich: Vor jedem Spiel singt er in der Kabine ein Lied aus seiner Heimat. «Das motiviert uns alle sehr, es ist das wichtigste Ritual vor jedem Spiel.»

Ungewohnter weiblicher Besuch

Hinter dem Gitterzaun, der einen Teil des Spielfelds umgibt, versammeln sich immer mehr Häftlinge. Sie bemerken rasch, dass nicht nur Männer unter den Zuschauern des heutigen Spiels sind, und machen entsprechend auf sich aufmerksam. Dass Journalisten bei Spielen des FC Inter Pöschwies zuschauen, ist keine Selbstverständlichkeit. Erst recht keine weiblichen. Ein Spielbesuch in Pöschwies unterscheidet sich rein bürokratisch aber nur in wenigen Punkten von einem normalen Nachmittag auf einer Medientribüne. Die ID-Kontrolle und der «Background-Check» heben sich von einer normalen Spiel-Akkreditierung ab, und auch das Wahren der Anonymität der Häftlinge fällt selbstverständlich unter die Bedingungen eines Besuches. Die Szenerie, die anfangs bedrohlich wirkt und gut auch aus der

Den Spielern des FC Affoltern geistert seit Tagen durch den Kopf: Was hat mein Gegenspieler verbrochen?



US-Serie «Prison Break» stammen könnte, rückt aber schnell in den Hintergrund, obschon das Gitter während des Spiels geöffnet wird. Das laute Geschrei und den einen oder anderen primitiven Zwischenruf kennt man ja auch aus Fankreisen, die sich nicht aus Häftlingen zusammensetzen. «Run, Rastaman», hört man von den Rängen. Gemeint ist Mike, der sich hier offensichtlich bereits einen Namen gemacht hat.

Für den Anpfiff an diesem bewölkten Märztag ist Klaus besorgt, ein ehemaliger Super-League-Linienrichter und heutiger 3.-Liga-Schiri. Für ihn ist klar: Zu starke Emotionen vermeiden kann er heute nur, wenn er kleinlich pfeift und jegliche Aggressionen sofort unterbindet. Es ist sein viertes Spiel in Pöschwies, Probleme gab es noch nie. Dem auswärtigen Team gibt er jeweils den Tipp, sich etwas zurückzunehmen, um ihn bei der möglichst konfliktfreien Leitung des Spiels zu unterstützen. Begnadete Fussballer laufen in Pöschwies nur selten auf. An einen kann sich Klaus aber noch gut erinnern: «Ich hatte einst eine Unterhaltung mit einem sehr starken Spieler, der einmal in Deutschland in der 3. Liga gespielt hatte. Er sass eine Strafe von etwa 14 Jahren ab, weil er jemanden mit einem Hammer ermordet hatte. Das ist mir eingefahren.» Ähnliche Schauergeschichten werden den Spielern des FC Affoltern seit Tagen durch den Kopf geistern. Was hat mein Gegenspieler verbrochen? Wird er aggressiv auftreten, impulsiv auf 1:1-Situationen reagieren?

Das Gefährlichste am Ganzen ist auf den ersten Blick der Rasen: ein hügeliger Acker, der schon nur beim Hinsehen schmerzt. Enttäuschend, denn auch dem FC Affoltern ist schon die Falschmeldung zu Ohren gekommen, dass der Untergrund in Pöschwies zu den schönsten im Kanton Zürich gehöre. Fabian Senn, der Trainer des FC Inter Pöschwies, gibt zu, dass der Rasen auch schon Kritik einstecken musste: «GC wollte auch schon für ein Spiel vorbeikommen, als sie dann aber den Rasen gesehen haben, haben sie wieder abgesagt.» 15 bis 20 Spiele trägt der FC Inter Pöschwies pro Saison aus. Es kommen Plausch-, Firmen-, Amateur- und Profimannschaften vorbei. Allesamt, um etwas zu erleben, einen Einblick in eine Welt zu erhaschen, die ihnen sonst verschlossen bleibt. Auch der FC Zürich war schon hier.

«4. Liga, ja, aber eine gefährliche 4. Liga»

Es ist ein ungewöhnliches Fussballspiel, das einem geboten wird. Die Spieler des FC Affoltern trauen sich in den Anfangsminuten kaum, in Zweikämpfe zu gehen. Nicht einmal Leibchenzupfer gibt es zu beobachten. Miro Djukic, Trainer des FC Affoltern, ruft seinem jungen Innenverteidiger zu, er solle mehr auf den Mann gehen, das Gefängnis-teams spiele schliesslich maximal auf 4.-Liga-Niveau. Prompt antwortet dieser etwas pikiert: «Ja, aber eine gefährliche 4. Liga», und widmet sich leicht eingeschüchtert wieder dem Spiel. Nach etwa sieben Minuten fällt der Führungstreffer für die Gäste. Jubelrufe

bleiben aus, zu gross bleibt der Respekt vor dem Gegner.

Mit dem Heimteam fiebert an der Seitenlinie neben den Wärtern und einer Sozialarbeiterin Fabian Senn mit. Der charismatische Werkmeister der JVA Pöschwies hat vor etwa zweieinhalb Jahren das Nebenamt des Trainers übernommen und trainiert den FC Inter Pöschwies dienstags und donnerstags über Mittag. Als Werkmeister hat er es bei etwas mehr als 400 Insassen mit den verschiedensten Typen zu tun. Ins Team schaffen es nur wenige. Dass er seine Spieler siezt, sei Vorgabe der Gefängnisleitung, aber auch unabhängig davon sehr wichtig, um eine gewisse Distanz zu wahren. Von den elf Spielern auf dem Platz seien nur deren fünf letztes Jahr schon Teil des Teams gewesen. «Das Team verändert sich ziemlich rasant. Viele werden entlassen oder kommen in den offenen Vollzug», erklärt Senn die hohe Fluktuation.

Nur bei guter Führung sei die Aufnahme ins Team überhaupt möglich, selbstverständlich dürfe auch ein gewisses Fussballverständnis nicht fehlen. Am wichtigsten sei aber, dass ein Spieler gut ins Teamgefüge passe. «Leute, die im Gefängnis nicht integriert sind, melden sich gar nicht erst an», sagt Senn und spielt dabei auf sozial schwierige Charakterzüge an. Fehlverhalten – egal ob im Training oder in der Freizeit – habe den sofortigen Ausschluss aus der Mannschaft und eine sechsmonatige Sperre zur Folge. Danach können sie sich wieder



Man weiss ja nie: Fabian Senn, Werkmeister der JVA Pöschwies und Trainer des Gefängnisteam, hat das Funkgerät stets griffbereit.

anmelden und kommen auf die Warteliste. «Gewisse Spieler sind schon zum fünften Mal im Team dabei», erzählt Senn und lacht. Die Verständigung untereinander stellt kein Problem dar: «Mit Deutsch komme ich als Trainer gut durch, manchmal brauche ich ein wenig Englisch. Einzelne Spieler können auch für andere übersetzen. Das mit der Sprache ist draussen ja nicht anders.»

Fairer als in der Super League

Die zuschauenden Häftlinge diskutieren, ob es denn jetzt 1:0 oder 2:0 stehe. Der Wärter an der Seitenlinie – einer von nur drei Aufsehern – sorgt für Klarheit. 2:0 nach rund 25 Minuten. Fussballerisch gibt das Spiel herzlich wenig her, viel zu gross ist die Angst vor impulsiven Reaktionen, gefoult wird deshalb kaum. Zu einer Schrecksekunde kommt es aber doch noch: Einer der dienstältesten Spieler des FC Inter Pöschwies, die Nummer 13, wird hart gefoult. Ein Tritt in die Magengegend. Der Unglücksrabe bleibt liegen, windet sich vor Schmerzen. Sein Gegenspieler entschuldigt sich sofort und schaut sich kurz um. In einem Super-League-Spiel wäre der Foulende nach solch einem Einsteigen wohl angegangen worden. In Pöschwies bleibt es ruhig, der Gefoulte klopft seinem Gegenspieler danach gar auf den Rücken. Als wenig später ein Affoltemer gefoult wird, wird es lauter auf den Rängen: «Bitzeli berühre, grad umkeie ...», ruft ein Zuschauer dazwischen und löst unter seinen Häftlingskollegen Gelächter aus. Die Message ist klar,

Das Interesse am Fussballspielen ist gross. Denn wer bleibt schon gerne in 12 Quadratmeter grossen Zellen.

die Auswärtigen werden für Schwächlinge gehalten, da sie den harten Gefängnisalltag nicht kennen. Es geht nicht lange, bis die Nummer 13 erneut am Boden liegt. Er wurde ziemlich brutal im Gesicht getroffen, steht aber auch diesmal wieder auf. Der Oldie im Team der Pöschwieser scheint unkaputtbar.

Im Fussballteam spielen zu können, ist ein grosses Privileg für die Protagonisten des FC Inter Pöschwies. Am Wochenende haben die Gefangenen nur jeweils einen halben Tag Hofgang. «Einer, der im Team ist, hat das Glück, dass er am Samstagmorgen und auch am Nachmittag während des Spiels noch draussen sein kann», begründet Trainer Senn das grosse Interesse am Fussball in Pöschwies. Nachvollziehbar. Denn wer bleibt schon gerne in 12 Quadratmeter grossen Zellen?

Wäre dies ein Ligaspiel, die Punkte würden heute die Gefängnismauern verlassen. 4:1 gewinnen die Gäste. Ein Freudenfest bricht nicht aus; es wirkt fast so, als hätten manche Spieler dem Gegner einen Erfolg gegönnt. Der Sieg hätte weitaus höher ausfallen können. Doch den Gästen ging es heute nicht darum, noch zwei oder drei Tore mehr zu schießen, viel zu spannend war das Erlebnis, viel zu ungewohnt die Emotionen. Das Auswärtsteam wirkt erleichtert, und die Vorfreude auf die anschliessende Gefängnisführung ist gross. Die Partie habe Spass gemacht, die Angst sei mit der Zeit etwas verflogen, sagt ein Affoltemer Verteidiger. Und sein Trainer Micelli ergänzt: «Die

Insassen haben diese 90 Minuten, in denen sie Freude herauslassen dürfen. Es ist schön, wenn wir ihnen dabei helfen konnten.» Mike wiederum ist auf dem Weg in die Umkleidekabine noch etwas geknickt ob der Niederlage. «Aber es war ein tolles Spiel, oder?»

Aufruhr in der Garderobe

Häftlinge und Affoltemer putzen nun nebeneinander fleissig ihre Kickschuhe, die Insassen verabschieden sich persönlich bei ihrem Trainer. «Das nächste Training ist am Dienstag, oder?», fragt einer im Vorbeigehen. Der Umgang ist distanziert, aber freundschaftlich. Auch Senns Funkgerät läuft heiss, immer wieder sind Durchsagen zu hören. Er

schraubt die Lautstärke herunter. Wenig später steht ein Wärter vor ihm und berichtet aus der Kabine: «Da ist ein richtiges Puff da unten, das musst du dir dann anschauen gehen.» Senn merkt, dass er gebraucht wird. «Normalerweise sind wir zu zweit, heute bin ich allein, deshalb ist alles etwas hektisch.» Beni* hat sich offenbar bereits davongestohlen, obwohl er eigentlich für das Aufräumen der Kabine verantwortlich gewesen wäre. Es geht nicht lange, bis der diensthabende Wärter ihn aufgespürt und zu seinem Ämtchen zurückgeführt hat. «Beni ist wieder in der Kabine», krächzt es blechern aus Senns Funkgerät, das er sich wieder an die Hose klemmt, bevor er in der Kabine

verschwindet, um etwas Ruhe in die Hektik zu bringen.

Kurz darauf müssen die Häftlinge in ihre Zellen zurück. Der Alltag hat sie wieder. Bis in ein paar Wochen, wenn Mike wieder sein Lied anstimmt und der FC Inter Pöschwies das nächste Mal aufläuft. Zuerst aber erhält der Rasen seine lang ersehnte Pflege. 🐾

*Namen von der Redaktion geändert

 **BOGEN F**
ZÜRICH

VORVERKAUF: STARTICKET.CH
BOGEN F, RESTAURANT VIADUKT,
PILE OF BOOKS ZÜRICH

BOGEN F, VIADUKTSTRASSE 97,
8005 ZÜRICH, 043 204 18 90
BOGENF.CH

EIN ANGEBOT DER STIFTUNG NETZWERK FÜR SOZIALE ARBEIT, SPORT UND KULTUR **netz:werk**

NETZWERK PRESENTS
IMMER AB 21 UHR

SOLD OUT FREITAG, 3. MAI 2019
ALICE LOU (ZAF)
PHOEBE LOU (CAN)

DIENSTAG, 14. MAI 2019
NOVO AMOR (UK)
GIA MARGARET (US)

MITTWOCH, 22. MAI 2019
WILLIAM FITZSIMMONS (US)
OLD SEA BRIGADE (US)
JIM AND SAM (US)

MONTAG, 27. MAI 2019
BUILT TO SPILL (US)
DISCO DOOM (CH)
ORUA (BRA)

MITTWOCH, 29. MAI 2019
KIKAGAKU MOYO (JP)
ZAYK (CH)

DIENSTAG, 4. JUNI 2019
BIG THIEF (US)
CRAKE (UK)

DONNERSTAG, 6. JUNI 2019
JOAN AS POLICE WOMAN (US)
SOLO
RARELY SWISS
SOUND



ANDRÉS ESCOBAR • BSC YOUNG BOYS • 1990



Vor 25 Jahren wurde Andrés Escobar zu einer der tragischsten Figuren der Fussballgeschichte. In seiner Karriere gab der Kolumbianer auch ein Gastspiel bei den Young Boys. Dieses dauerte nur kurz – und wirkt dennoch ewig nach.

Das letzte Trikot

Weltmeisterschaft 1994, Palo Alto, Kalifornien: Die Schweiz hat soeben ihr drittes Gruppenspiel an dieser Weltmeisterschaft mit 0:2 gegen Kolumbien verloren. Ein kolumbianischer Spieler schreitet freudig auf eine Gruppe von Schweizer Journalisten und Betreuern zu. Es ist Verteidiger Andrés Escobar. «Er hat uns nach dem Spiel alle gegrüsst und hatte eine Riesenfreude», erinnert sich Charles Beuret, der damals als Journalist von der WM berichtete. Für den damaligen Nati-Physiotherapeuten Fredy Häner hat der Kolumbianer sogar ein Geschenk dabei. Er vermacht ihm sein Matchtrikot mit der Nummer 2. Escobar hatte einst selbst bei Häner auf der Massagebank gelegen – in Bern als Spieler bei den Young Boys. Noch ahnt in der heiteren Runde niemand, dass dies das letzte Wiedersehen mit Escobar bleiben würde.

«Ausländer-Chaos» in Bern

Vier Jahre zuvor hatte sich der junge Kolumbianer aufgemacht, Europa zu erobern. «Er suchte einen Klub, um sich für die WM 1990 in Italien vorzubereiten», sagt Beuret, der

heute das YB-Museum leitet. Escobar wurde von den Young Boys leihweise für die Finalrunde übernommen, mit Kaufoption ab Sommer. Spielerberater Dieter Langhans fädelte den Transfer ein. «Er war der Zeit voraus, gross, dünn, ein solcher Spieler würde heute Unsummen kosten», schwärmte der Deutsche vor einigen Jahren in der NZZ. Langhans hatte damals so manchen ausländischen Spieler nach Bern gebracht. Zu seinem Portfolio gehörten unter anderem die Schweden Robert Prytz und Hans Holmqvist sowie der Däne Lars Lunde.

Die Chancen, dass auch Escobar zu einer wichtigen Figur bei YB werden würde, sahen – zumindest auf dem Papier – nicht schlecht aus: Der 22-Jährige kam im Januar 1990 mit reichlich internationalem Renommee in der Bundesstadt an: Noch im Dezember hatte er mit seinem Stammverein Atlético Nacional aus Medellín im Final des Meisterschups gestanden. Die Kolumbianer unterlagen der grossen AC Milan um van Basten, Rijkaard, Baresi und Co. mit 0:1.

Trotz dieser Meriten wurde der Escobar-Transfer kritisch betrachtet. Die Befürchtung

war gross, dass mit dem Kolumbianer ein weiterer Söldner verpflichtet wurde, der sich bloss auf der Durchreise in eine europäische Spitzenliga befand. Mit Präsident Rudolf Baer, unter dessen Führung YB 1986 den Meistertitel gewonnen hatte, pflegte der Verein eine Transferpolitik, die heute zur Überlebensstrategie eines jeden Super-League-Klubs gehört: Zusammen mit Langhans holte Baer günstige ausländische Spieler nach Bern, um sie später wieder für gutes Geld zu verkaufen. Bei Spielern wie Lunde (zu Bayern München), Prytz (Uerdingen) oder Holmqvist (Cesena) war dies mit grossem Erfolg gelungen.

Auch Escobar sollte dereinst ein solcher Erfolgstransfer werden. Die Presse fand aber wenig Gefallen an der Verpflichtung des Südamerikaners. Die «Berner Zeitung» monierte, dass mit Roger Ljung, Peter Közle und Björn Nilsson bereits drei ausländische Fixstarter im YB-Kader stünden. Zudem würde Escobar Talenten aus dem eigenen Nachwuchs vor der Sonne stehen. Dass mit dem Kolumbianer einmal mehr ein Spieler über Dieter Langhans verpflichtet wurde,

«Wir dachten: «Potz Donner, der kann Gas geben!» Andrés war der absolut beste Spieler.»

kommentierte die Zeitung ebenfalls argwöhnisch: Sie sprach vom «FC Langhans». Der «Blick» machte gar ein «Ausländer-Chaos» bei YB aus, weil man den Vertrag des Dänen Bent Christensen aufgrund einer Leistungsverletzung auflösen wollte und für Escobar lange Zeit keine Spielberechtigung vorlag. Der «Sport» wiederum fand heraus, dass die YB-Klubführung in Sachen Escobar-Transfer gespalten war.

Scheuer Star

Sowenig die Medien der Verpflichtung des Kolumbianers etwas abgewinnen konnten, so beeindruckter waren die Mitspieler vom Neuzugang aus Südamerika: Kurz nach Escobars Ankunft bei den Young Boys flog die Mannschaft nach Brasilien ins Trainingslager. Trainer Pal Csernai wollte seine

Mannen für die Finalrunde in Form bringen und liess sie bei 40 Grad über den Platz sprinten. Die vornehmlich aus Schweizern und Schweden bestehende Berner Truppe schleppte sich unter diesen Bedingungen mehr schlecht als recht über das Feld. Einzig Escobar vermochte die Hitze nichts anzuhaben. Der damalige YB-Verteidiger Erich Hänni sagt zu ZWÖLF: «Wir dachten: «Potz Donner, der kann Gas geben!» Andrés war der absolut beste Spieler.» Auch Captain Martin Weber fand an seinem neuen Abwehrkompagnon gefallen: «Den können wir sicher brauchen», bilanzierte er in der Sendung «Time Out» im Schweizer Fernsehen. Escobars Einstand im Team war gelungen.

Für die YB-Spieler hatte ihr neuer kolumbianischer Teamkollege aufgrund seiner internationalen Erfolge einen gewissen Starcharakter. Doch Allüren brachte dieser keine mit. «Wir haben uns zunächst gefragt, ob er überhaupt so gut ist», sagt Hänni über Escobars ruhigen Charakter. Grosse Töne habe er keine gespuckt: «Er war scheu und introvertiert. Wenn man auf ihn zuing, war er sehr froh und hat das geschätzt». Ausserhalb des Platzes habe Escobar wenig Kontakt mit seinen Mitspielern gehabt. Die Kommunikation sei schwierig gewesen. «Er sprach nur brockenweise Englisch.»

So führte Escobar in Bern ein klassisches, ruhiges Söldnerdasein. Für gewisses Aufsehen sorgte das kolumbianische Fernsehen, das im Berner Rosengarten einen TV-Beitrag über seinen Nationalverteidiger drehte. Begleitet von dessen älterem Bruder

Santiago, der damals ein Probetraining beim FC Wettingen absolvierte und bis heute zahlreiche Profiklubs in Kolumbien trainiert hat, wohnte Escobar ansonsten relativ bescheiden im gutbürgerlichen Hotel Waldhorn im Spitalacker. Eine Gaststätte, in der die Tischsets aus Papier und mit Werbung bedruckt waren.

Einfach wie sein Lebensstil in Bern war auch Escobars Spielweise: schnörkellos, zweikampfstark, trotzdem sehr fair, mit einem guten Pass nach vorne. «Er machte seine Bütz», fasst es Erich Hänni zusammen, heute Talentmanager bei YB. Die Berner Fans konnten den ruhigen Kolumbianer allerdings nicht allzu oft bewundern: Lediglich acht Meisterschafts- und eine Cup-Partie bestritt er im gelb-schwarzen Trikot. Bereits zwei Wochen vor Ende der Finalrunde verliess er den Klub wieder. «Ich hätte mir gewünscht, er wäre länger in Bern geblieben. Vielleicht resignierte er zu schnell», erinnerte sich Spielervermittler Langhans in der NZZ. Aus dem angepeilten Transfergeschäft wurde nichts für YB. Die Berner schlossen die Finalrunde auf dem enttäuschenden 7. Rang ab, während sich Escobar mit der Nationalmannschaft auf ins Trainingslager für die bevorstehende Weltmeisterschaft in Italien machte. Kolumbien scheiterte dort an Roger Millas Kamerun.

Fataler Entschluss

Auch vier Jahre später in den USA nimmt Escobar wieder an einer WM teil: Rose Bowl Stadium in Pasadena, 94 000 Zuschauer, strahlend schönes Wetter. Kolumbien spielt gegen Gastgeber USA im zweiten Gruppenspiel. Während die US-Boys mit einem 1:1 gegen die Schweiz recht passabel ins Turnier gestartet sind, lastet auf den Schultern der Südamerikaner bereits tonnenschwerer Druck. Nach der 1:3-Niederlage gegen Rumänien um Karpates-Maradona Gheorghe Hagi steht Kolumbien vor dem WM-Aus. Und das, obwohl die «Cafeteros» mit viel Vorschusslorbeeren in die USA gereist sind. Die Mannschaft um Stars wie Carlos Valderrama, Adolfo Valencia oder Faustino Asprilla gilt als Geheimfavorit. Im Jahr zuvor hat sie den Halbfinal der Copa América erreicht und in



In der Finalrunde vermögen die Young Boys nicht abzuheben. Escobar – hier gegen Luzerns Torjäger John Eriksen – reist schon vor Saisonende wieder ab.

**Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI
SCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE
NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZION
ALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIUNA
L SVIZZER.**

**SÜNDEN
BOCK**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'intérieur DFI
Dipartimento federale dell'interno DFI

**15.3.2019
– 30.6.2019**

www.landesmuseum.ch

«Bis bald, denn das Leben endet nicht hier», schreibt er noch in einem Zeitungsskizze nach dem WM-Aus.

der WM-Qualifikation den Erzrivalen Argentinien mit 5:0 gedemütigt.

35 Minuten sind gegen die USA gespielt, als der so besonnene Escobar einen fatalen Entschluss fasst: Er grätscht in eine Flanke von Mittelfeldspieler John Harkes und lenkt den Ball für Goalie Óscar Córdoba unhaltbar ins eigene Tor. Es ist der Moment, der Escobar zur tragischsten Figur in der Geschichte des Weltfussballs machen sollte. Noch nie zuvor hat der Libero ein Eigentor erzielt. Kolumbien verliert die Partie mit 1:2. Vom Geheimtipp zum Aus in der Vorrunde und ein schnell gefundener Schuldiger: Andrés Escobar.

In jedem anderen Land wäre ein solches Missgeschick kein Grund für grössere Sorgen gewesen. Doch in Kolumbien ist zu dieser Zeit nichts normal. Kartelle bekriegen sich, Mord und Totschlag gehören zum traurigen Alltag – auch ein halbes Jahr nach dem Tod von Drogenboss Pablo Escobar; die Geschichten der beiden Namensvettern werden im eindrücklichen Dokumentarfilm

«The Two Escobars» miteinander verwoben. Bereits vor der Niederlage gegen die USA erhalten einzelne Spieler und Nationaltrainer Francisco Maturana Morddrohungen.

Vor diesem Hintergrund verkommt das dritte Gruppenspiel gegen die Schweiz für die Kolumbianer zur absoluten Nebensache. «Unser Gegner Kolumbien – nur noch ein Häufchen Elend», titelt der «Blick» vor der Partie. Auf dem Platz sieht es dann aber doch etwas anders aus: Kolumbien bezwingt die nach der 4:1-Gala gegen Rumänien euphorisierten Eidgenossen mit 2:0. Vergebens, die Südamerikaner müssen nach dem Spiel die Heimreise antreten.

Statue in der Heimat

Andrés Escobar hätte nach der WM bei Milan die Klublegende Franco Baresi auf dem Libero-Posten ablösen sollen. Doch der bedeutungslose Sieg gegen seine alte Wahlheimat wird sein letztes Spiel gewesen sein – nicht nur an diesem WM-Turnier, sondern in seinem Leben. «Bis bald, denn das Leben endet nicht hier», schreibt er noch in einem Zeitungsskizze nach dem WM-Aus. Knapp eine Woche später wird er in seiner Heimatstadt Medellín vor einer Bar mit sechs Schüssen niedergestreckt. «Gooooo!» oder «Danke für das Eigentor!», soll der Schütze nach Berichten gerufen haben. Es ist der 2. Juli 1994 – Andrés Escobar stirbt im Alter von 27 Jahren.

In Kolumbien löst Escobars Tod eine riesige Anteilnahme aus. Über 100 000 Menschen nehmen am Trauerzug teil. Staatspräsident César Gaviria hält beim Gottesdienst

Andrés Escobar

*13. März 1967 in Medellín

† 2. Juli 1994 in Medellín

		Spiele	Tore
1986–1989	Atlético Nacional	78	0
1990	BSC Young Boys	9	0
1990–1994	Atlético Nacional	144	0

Länderspiele

1988–1994	Kolumbien	51	1
-----------	-----------	----	---

eine Rede, und auch Jahre nach dem Mord erinnern die Nacional-Fans mit Gesängen an ihren Andrés. In Medellín, der einstigen Drogenkapitale, die ihre blutige Vergangenheit inzwischen abschütteln konnte und sich rasant entwickelt hat, steht heute eine Statue in Gedenken an Escobar.

Der Stadt Bern wiederum blieb Escobar über sein Leben hinaus verbunden. Seine Verwandten besuchten die Schweiz noch mehrmals. Und im YB-Museum hängt das kolumbianische Nationalmannschaftsdress mit der Nummer 2. Es ist das letzte Trikot, das Andrés Escobar in seinem Leben getragen hat. 🖤

HANDS OF GOD ist ein Label aus Berlin, das legendäre Fussballmomente, Spieler und Vereine in Form von puristischen Illustrationen vereint. Der Augenblick des verhängnisvollen Eigentors von Andrés Escobar wurde eigens für ZWÖLF angefertigt. Weitere unvergessliche Momente können im Webshop als hochwertige Poster bestellt werden.

shop.handsogod.football

SÜNDENBOCK

AUSSTELLUNG IM
LANDESMUSEUM
ZÜRICH

BIS 30. JUNI 2019

Sündenböcke wie Andrés Escobar gehören zum Fussball wie das Bier, die Wurst oder der Fanschal. So tragisch wie bei Escobar verlaufen die Sündenbock-Geschichten im Fussball zwar zum Glück kaum je, aber das Phänomen, einen Schuldigen zu suchen, ist ausgeprägt. Mal ist ein Spieler schuld, mal der Trainer. Meistens aber ist der Schiedsrichter der Buhmann. Die Konzentration der Aggressionen auf Einzelne geschieht jedoch nicht nur auf dem Rasen. Seit Jahrtausenden braucht die Menschheit Sündenböcke. Die Ausstellung im Landesmuseum Zürich beleuchtet dieses Phänomen, von der Menschenopferung im alten Rom bis zum Cyber-Mobbing der Gegenwart.

www.landesmuseum.ch

SCHWARZES BRETT



RAINS DOWN IN AFRICA

Manchmal muss man eben ein Auge zudrücken. Das gilt auch für dieses

Werk. Das Cover von «Ballzauber in Tansania» erinnert an ein Fotobuch der Ferienreise eines Senioren, das Layout könnte einem Schulbuch entstammen. Und der Schreibstil von Autor Tim Jost lässt wenig Zweifel darüber aufkommen, dass er nie ernsthaft mit dem Gedanken gespielt hat, tatsächlich Schriftsteller zu werden.

Nun ist er es aber doch geworden, und zwar allein aus dem Grund, weil er so viel erlebt hat, dass es eine Schande wäre, diese Erlebnisse nicht schriftlich der Nachwelt zu überlassen. Denn Tim Jost hat es dank einer seltsamen Fügung geschafft, nur Monate nach seinem Bachelorabschluss mit 23 Jahren zum Trainer eines Profiklubs in Tansania zu werden. Bei Toto African – ein Klubname, der Liebhaber von 80er-Jahre-Pop Freudentränen in die Augen treiben dürfte – widerfährt ihm so ziemlich alles, was man aus Anekdoten vom afrikanischen Fussball kennt. Prekäre Trainingsbedingungen zwischen Ziegenherden, hoch korrupte Funktionäre, unfassbare Schiedsrichterentscheide, Steine werfende Fans und natürlich der obligate Voodoo-Zauberer als meisterlicher Abzocker.

Jost ist gewiss nicht der grossartigste Erzähler, und seine Geschichten hat man in Varianten zumeist schon von anderen europäischen Trainern gehört. Und doch gibt «Ballzauber in Tansania» für einmal einen etwas tieferen Einblick in den fussballerischen Alltag auf dem afrikanischen Kontinent. Chronologisch und natürlich mit unzähligen skurrilen Anekdoten gespickt, führt uns Jost durch seine kurze Amtszeit und kommt dabei erfreulicherweise ohne einen imperialistisch angehauchten Unterton aus. (wro)

TIM JOST: BALLZAUBER IN TANSANIA. MEYER-&MEYER-VERLAG, 304 S., BROSCHE.



BACK IN BLACKY

RetrosHIRTS waren mal in. Bei der WM 2006 etwa waren die Stadien

geflutet von Menschen in auf alt gemachten Trikots, die damit signalisieren wollten, schon eine halbe Ewigkeit dabei zu sein. In der Schweiz könnte dieser Trend wieder aufleben, denn jetzt gibt es ebendieses eine: Kein anderes Nati-Dress schlug derartige Wellen wie dieser Stoff gewordene Polyestertraum. Kubi vollbrachte darin das «Wunder von Sofia», das Blacky-Shirt steht für den Aufschwung des Schweizer Fussballs – und den schlechten Geschmack der frühen Neunziger. (syk)

SWITZERLAND 1990–1992 RETRO FOOTBALL SHIRT. COPA. WWW.COPAFOOTBALL.COM



SCHINKEN STATT WIKI

Wer ein Lexikon herausgibt, muss die Entwicklung der letzten Jahrzehnte

verpasst haben. Oder aber er trägt zusammen, was Wikipedia und Co. eben nicht lückenlos abbilden. René Köber hat den Traum, die Eckdaten zusammenzutragen von sämtlichen (!) Klubs, die weltweit (!) je (!) in einer höchsten Liga gespielt haben. Gründung, Fusionen, Stadien, Wappen, Erfolge und grosse Spieler von 15 000 Vereinen auf über 1300 Seiten. Damit dieser Wahnsinn Wirklichkeit wird, braucht es allerdings 100 Vorbestellungen bis Ende August. (syk)

RENÉ KÖBER: DAS GROSSE VEREINSLEXIKON DES WELTFUSSBALLS. VERLAG DIE WERKSTATT, 3 BÄNDE, 1332 S., BROSCHE. VORZUBESTELLEN AUF WWW.WERKSTATT-VERLAG.DE

AGENDA

Sammelpunkte

Früher war nicht alles besser, aber sicher schöner. Zumindest im Fussball. Wer dafür einen Beweis braucht, darf die 3. Fussballsammlerbörse in Basel auf keinen Fall verpassen. Mehrere Standbetreiber bieten dort Stücke aus vergangenen Zeiten an. Trikots, Tickets, Schals, Autogrammkarten, Bildli, Pins und Bücher locken mit ihrer unvergänglichen Schönheit.

3. FUSSBALLSAMMLERBÖRSE

23. JUNI 2019, 10–16 UHR

DIDI OFFENSIV, BASEL

www.didioffensiv.ch

Aufsteigerjungs

Wer das Saisonende fürchtet und sich einen späteren Abschluss mit einem Herzschlagfinale gönnen will, dem seien mit Nachdruck die Aufstiegsspiele der 1. Liga Classic ans Herz gelegt. Die drei Playoff-Runden bieten Jahr für Jahr hoch dramatische Partien und eine hervorragende Gelegenheit, mal die Stadien von Solothurn, Tuggen oder der Black Stars zu besuchen.

AUFSTIEGSSPIELE 1. LIGA CLASSIC

29. MAI BIS 8. JUNI 2019

AUF EINEM PLATZ IN DEINER NÄHE

www.el-pl.ch

Deine Veranstaltung fehlt?

Ob Ausstellung, Filmabend oder Lesung: Schreib uns die Eckdaten an agenda@zwoelf.ch

Euro sch F



Europas schwerster Fall

Die Super-Ligisten enttäuschen im Europacup mehr denn je. Mit fatalen Folgen. ZWÖLF hat nach den Ursachen und nach Wegen aus der Krise gesucht.

Text
MÄMÄ SYKORA und **SILVAN KÄMPFEN**
[@maemae_sykora](#)
Illustrationen
CHRISTINA BAERISWYL
[www.christinabaeriswyl.ch](#)

Wie schlimm ist es?

Die Situation ist alles andere als rosig. In die nächste Saison startet die Schweiz von Platz 18 in der 5-Jahres-Wertung, noch hinter Zypern. So schlecht klassiert war sie seit 15 Jahren nicht mehr. Das aktuelle Europacup-Jahr verlief besonders desaströs: Seit zehn Jahren sammelten Schweizer Klubs nicht mehr so wenige Punkte.

Nicht allein der 18. Rang gibt Anlass zur Sorge. Der Rückstand auf das elftklassierte Österreich beträgt rund acht Punkte. Das heisst übersetzt: Um wieder aufzuschliessen, müssten Schweizer Klubs in den nächsten Jahren 20 (!) Siege mehr einfahren als unser Nachbarland, im Falle eines Champions-League-Exploits etwas weniger (siehe Box S. 38). Immerhin: Platz 15, der wieder fünf Startplätze garantieren würde, ist in Reichweite.

Warum ist die Klassierung in dieser Wertung so wichtig?

Wer weiter oben steht, hat mehr Teilnehmer im Europacup und muss weniger Qualifikationsrunden überstehen. Die Teilnahme bedeutet für die Klubs die Chance, gutes Geld zu verdienen. Über 5 Millionen Franken kassierte der FCZ diese Saison. Für Schweizer Klubs können solch stolze Batzen überlebenswichtig sein. Damit diese auch in Zukunft zu erlangen sind, muss aber eine sofortige Verbesserung in der 5-Jahres-Wertung her. Denn auf 2021/22 führt die UEFA einen dritten Klubwettbewerb ein, der momentan unter dem Namen «Europa League 2» bekannt ist. Ab dann ist die klassische Europa League den Verbänden auf den Rängen 1 bis 15 vorbehalten, Stand jetzt wäre die Schweiz davon ausgeschlossen. Ihre Vertreter dürften sich nur in

diesem neuen Format messen mit anderen Teams aus kleineren Ligen und einigen Mittelfeldklubs aus den grossen Meisterschaften. Noch ist nicht bekannt, welche Verdienstmöglichkeiten es in diesem neuen Format geben wird, aber so wie sich die UEFA entwickelt hat, ist nicht anzunehmen, dass viel von den Geldern dahin umverteilt wird.

Folgeschwere Misstritte

Eine Auswahl aus den letzten fünf Jahren Europa League

2014/15	2. QR	FC Luzern – St. Johnstone FC (SCO)	1:1 / 1:1 (4:5 n.P.)
2015/16	3. QR	FC Zürich – Dinamo Minsk (BLR)	0:1 / 1:1 n.V.
2015/16	Play-off	BSC Young Boys – Qarabağ FK (AZE)	0:1 / 0:3
2017/18	2. QR	NK Osijek (CRO) – FC Luzern	2:0 / 1:2
2017/18	3. QR	FK Suduva (LIT) – FC Sion	3:0 / 1:1
2017/18	Gruppe	KF Skënderbeu (ALB) – BSC Young Boys	1:1
2018/19	2. QR	FC St. Gallen – Sarpsborg 08 (NOR)	2:1 / 0:1
2018/19	Play-off	FC Basel – Apollon Limassol (CYP)	3:2 / 0:1
2018/19	Gruppe	FC Zürich – AEK Larnaca (CYP)	1:2

Wie konnte die Schweiz so weit abrutschen?

Weil sie zu wenige Mannschaften hat, die regelmässig teilnehmen und Punkte sammeln. Seit 2013 schickt die Schweiz fünf Vertreter ins Rennen. Zumindest bis in die Gruppenphase der Europa League schafften es in den ausschlaggebenden letzten fünf Jahren aber nur gerade der FC Basel, die Young Boys, der FC Zürich und einmal der FC Sion. Zumeist profitierte man dabei von einem Platz als Fixstarter, den Weg über die Qualifikation überstand seit 2014 kein einziger Schweizer Klub mehr. Die Qualifikationsrunden sind ein wahrer Friedhof für die Super-Ligisten. Reihenweise scheitern sie an Gegnern, die eigentlich schwächer eingestuft werden (*siehe Box*). Das sind Ausrutscher, die schmerzen.

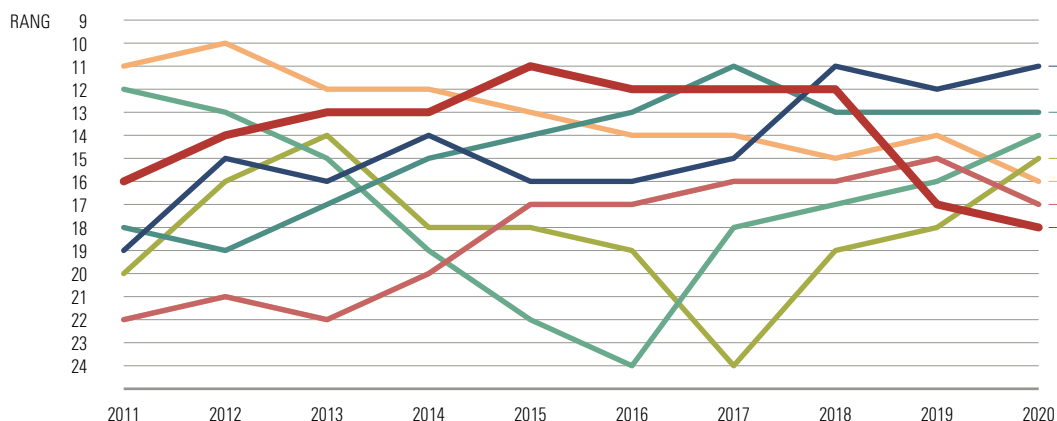
Weit öfter aber treffen die Schweizer Teams schon früh auf (zu) starke Gegner. Und das hat viel mit unserer 10er-Liga zu tun. Weil hier die Hälfte der Klubs international spielt, darf sich praktisch jeder einmal in der Qualifikation versuchen. Neben den regelmässigen Teilnehmern Basel, YB und FCZ spielten in den letzten fünf Jahren sagenhafte sechs weitere Schweizer Teams europäisch. Das ist schön für die Fans, aber Gift für die 5-Jahres-Wertung. Denn wer sich nur einmal alle paar Jahre einen Startplatz erspielt, gehört mit seinem schlechten

Klubkoeffizienten kaum zu den gesetzten Mannschaften und bekommt es bald einmal mit einem Gegner wie Olympiakos Piräus zu tun. Ligen, in denen die obersten Plätze stets von etwa den gleichen Klubs belegt sind, haben hier einen unschätzbaren Vorteil. Kroatien, Dänemark oder Tschechien haben meist ihre vier Klubs, die praktisch jede Saison im Europacup dabei sind. Diese haben damit die Chance, ihren Klubkoeffizienten laufend zu verbessern und dadurch in der Qualifikation gesetzt zu sein.

Wer holt die Punkte für die Wertung?

Die Schweiz war in den letzten Jahren sehr stark vom FC Basel abhängig. Ohne den FCB dürfte sie sich in der 5-Jahres-Wertung noch mit Schweden, Bulgarien oder Rumänien messen. 43 Prozent der

RANGENTWICKLUNG IN DER LÄNDERWERTUNG



PLATZIERUNG UND KOEFFIZIENTEN AB DER SAISON 2019/20

9.	UKRAINE	28,900
10.	TÜRKEI	28,600
11.	ÖSTERREICH	27,950
12.	NIEDERLANDE	25,900
13.	TSchechien	24,800
14.	Dänemark	24,125
15.	Zypern	21,125
16.	GRIECHENLAND	21,400
17.	KROATIEN	20,500
18.	SCHWEIZ	20,000
19.	SERBIEN	19,500
20.	SCHOTTLAND	18,125

Schweizer Punkte kamen von den Baslern. Allerdings verdanken auch andere mittelgrosse Ligen einen grossen Teil ihrer Punkte einem starken und zuverlässigen Zugpferd. Die schottischen Teams beispielsweise waren zuletzt in Europa Kanonenfutter, doch Celtic machte alles wett, weshalb Schottland derzeit nur zwei Plätze hinter der Schweiz liegt. In dieser Konstellation ist man jedoch darauf angewiesen, dass das einzige konkurrenzfähige Team dann auch wirklich über Jahre hinweg zuverlässig Topresultate liefert – wie Salzburg in Österreich. Ein Ausrutscher des Zugpferds dagegen hat einen tiefen Absturz zur Folge – so geschehen in diesem Jahr mit der Schweiz.

Eine solidere Basis haben deshalb jene Länder, die mehrere regelmässige Gruppenphasen-Teilnehmer stellen können, auch wenn kein Überflieger dabei ist. Bestes Beispiel dafür ist Tschechien. Sparta Prag, langjähriger Dominator, schwächelte in jüngster Zeit, dafür sprangen Viktoria Plzeň, Slovan Liberec oder Europa-League-Viertelfinalist Slavia Prag in die Bresche. Selbst Aussenseiter wie FK Jablonec oder Mladá Boleslav waren erfolgreicher als die allermeisten Schweizer Teams. Kleinvieh macht eben nicht nur Mist, es garantiert auch stetige Punkteinnahmen, die das Fehlen eines Zugpferds kompensieren.

Ist der Schweizer Klubfussball generell schlechter geworden?

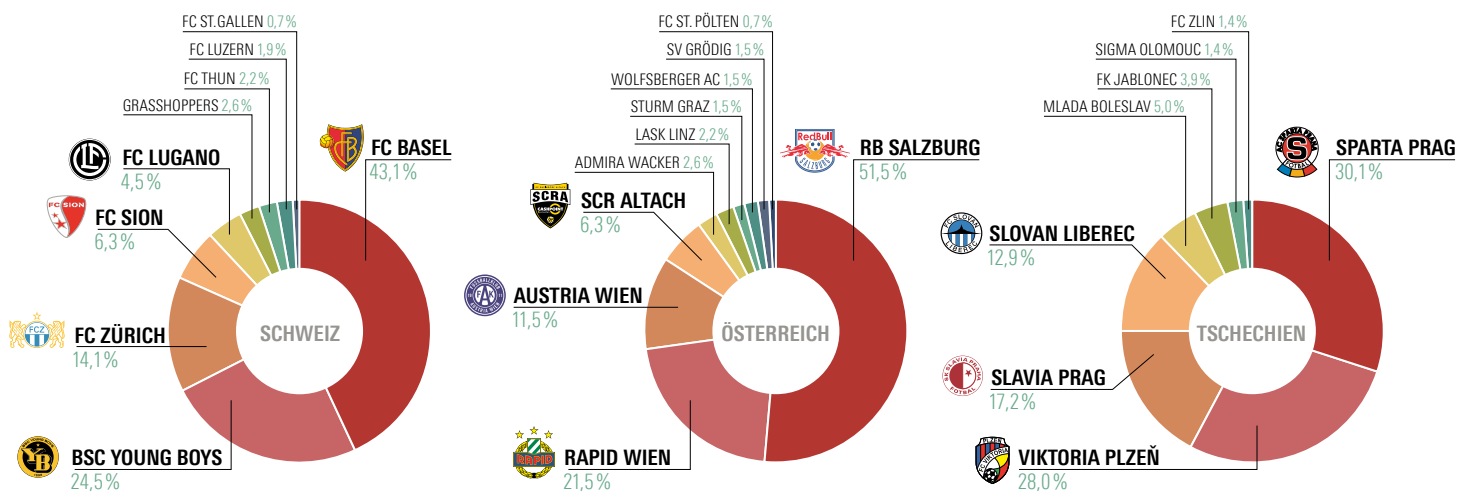
Über zwei Jahre ist es nun her, dass ZWÖLF das Thema der «Gurkenliga» aufs Titelblatt gehievt hat. Europäisch war die Schweiz da wesentlich besser klassiert. Entsprechend haben die Klagen nicht abgenommen. Die Super-League-Fakten der vergangenen Monate

sagen dazu bereits Wesentliches: YB zieht einsame Kreise, Basel verschläft eine ganze Hinrunde und wird trotzdem souverän Zweiter, Thun wird selbst nach zwei Monaten ohne Sieg nicht von Rang 3 verdrängt. Und der klar beste Skorer der Liga ist der 35-jährige Raphaël Nuzzolo von Aufsteiger Xamax.

«Die Liga hat in den letzten Jahren klar an Qualität verloren», sagt der Schweizer Scout Oliver Zesiger. Mit Qualität meint er vor allem die einzelnen Spieler. Nur wenige stehen derzeit im internationalen Schaufenster. Und wenn es dann zum Abgang kommt, haben die Schweizer Klubs oft keine Mittel: «Es wird unter den Gegebenheiten des heutigen Transfermarkts für Schweizer Klubs immer schwieriger, Abgänge eins zu eins zu ersetzen.» Er denkt etwa an Mohammed Elyounoussi oder Michael Lang, aber auch an künftige Abgänge wie jenen von Kevin Mbabu oder später Garcia, Lauper, Aebischer oder Sow bei YB. Die spülen zwar viel Geld in die Kasse, aber dieses gut zu reinvestieren, wird schwieriger. Zesiger: «Einen Mohammed Salah findet man heute nicht mehr einfach so, er würde ein x-Faches kosten.» Das langjährige Erfolgsrezept des FC Basel – nämlich vielversprechende Talente einzukaufen und später für ein Vielfaches zu verkaufen – umzusetzen, wird immer schwieriger.

Für jene Spieler, die den grossen Schritt in eine Topliga nicht schaffen, ist die Super League zudem ein relativ bequemes Nest. Die Löhne sind verhältnismässig hoch, man weiss, was man hat. «Dabei würde ein Wechsel in eine Liga wie Belgien manchem sehr guttun. Das Niveau ist dort wesentlich höher, vor allem im technischen Bereich», so Zesiger. Die finanziellen Anreize seien dafür aber zu gering. Taktisch befinde sich die Schweiz auf einem guten Level, technische Fehler sieht der Scout in der Super League aber zu viele. Etwa dass ein Pass in die Füsse statt in den Lauf gespielt werde und umgekehrt.

ANTEILE DER KLUBS AM KOEFFIZIENTEN IHRES LANDES



Viele Beobachter vermissen in der Schweiz den Mut zur Innovation. Schaut man über die Grenze, erkennt man, dass in vergleichbaren Ligen einzelne Klubs neue und erfolgreiche Wege gingen, die dann auch die nationale Konkurrenz inspiriert haben. In Dänemark etwa zeigte der FC Midtjylland die enormen Möglichkeiten der Datenanalyse auf, in Österreich setzte Trainer Marco Rose mit Red Bull Salzburg Massstäbe in Sachen moderne Spielweise (siehe S. 40). Nun, wo es für die Schweizer Klubs schwieriger wird, Spieler mit enormem Entwicklungspotenzial zu holen, fehlen neue Ansätze.

Interessiert die Schweizer Klubs der Europacup überhaupt?

Offenbar nicht genug. Ein Beispiel: Im Herbst 2017 führt YB die Super League an. In der Europa League haben die Berner eine machbare Gruppe erwischt mit Dynamo Kiew, Partizan Belgrad und KF Skënderbeu. Ein Weiterkommen ist Pflicht, viele Punkte für die 5-Jahres-Wertung stehen in Aussicht. Doch schon am zweiten Spieltag auswärts in Albanien rotiert Adi Hütter fleissig und lässt mehrere Leistungsträger auf der Bank. Nach dem mageren 1:1 sagt er: «Ich nehme Kritik gerne an. Aber für einmal sehe ich keinen Sinn dahinter. Denn wir haben bewusst viele Spieler für den Spitzenkampf am Sonntag gegen St. Gallen geschont.» Jenes Spiel gewinnt YB locker mit 6:1. Es sagt einiges über die damaligen Prioritäten von YB aus. Inzwischen hat Hütter daraus seine Lehren gezogen. Seine Eintracht Frankfurt ging diese Saison die Europa League so seriös an, wie es nur ging, und entfachte Begeisterung.

FCZ-Präsident Ancillo Canepa redete sich jüngst an einer Podiumsdiskussion im FIFA-Museum richtiggehend in Rage. Geradezu ein Skandal sei es, was gewisse Schweizer Mannschaften im Europacup ablieferten mit ihren Niederlagen «in Gibraltar und sonst wo». Leidtragende seien alle Super-Ligisten, die nun mit weniger Europacupplätzen und mehr Qualirunden bestraft würden. Allerdings darf sich kein Super-Ligist damit rühmen, sich keine solchen Ausrutscher im Spargang geleistet zu haben. Auch Canepas FCZ nicht, der jüngst nach der frühzeitigen Qualifikation für die Europa-League-Sechzehntelfinals ebenfalls Leistungsträger schonte und gegen die ambitionslosen Zyprioten von Larnaca eine höchst unnötige Heimmiederlage erlitt.

Allerorts wird betont, welche Bedeutung der Europacup für die Klubs habe. Schliesslich gilt dessen Erreichen für einen Grossteil der Liga als Saisonziel, und für die Fans gibt es wenig Identifikationsstiftenderes und Erinnerungswürdigeres als Auswärtsfahrten durch den Kontinent. Doch sieht man die Aufstellungen und Leistungen auf dem Platz, kommt unweigerlich der Verdacht auf, dass diese Beteuerungen nichts als Lippenbekenntnisse sind.

Was viele denken, aber niemand sich zu sagen traut, sprach Marco Degennaro, Generaldirektor des FC Sion, kürzlich gegenüber RSI aus: «Wer durch die Qualifikation muss, hat praktisch nur Nachteile. Die Reisekosten sind immens, die Solidaritätszahlung



So funktioniert die 5-Jahres-Wertung

Die UEFA-5-Jahres-Wertung bildet die Stärkeverhältnisse der letzten fünf Jahre im Europacup nach Klubs und Ländern ab. Sie besteht aus zwei Teilen:

Die **LÄNDERWERTUNG** bestimmt darüber, wie viele Teilnehmer ein Land in der übernächsten Europacupsaison stellen darf und zu welchem Zeitpunkt diese einsteigen. Bis zum 12. Rang ist zum Beispiel der Meister direkt für die Champions League und der Cupsieger direkt für die Europa League qualifiziert, bis Platz 15 gibt es fünf Europacup-Startplätze. Zur Berechnung des Länderkoeffizienten wird die Gesamtzahl der Punkte aller Teams aus dem jeweiligen Land durch dessen Anzahl Teilnehmer geteilt.

Für jeden Sieg in einem Europacupspiel gibt es 2 Punkte, für ein Unentschieden 1 Punkt. Die Qualifikation für die Champions-League-Gruppenphase wird mit 4, das Überstehen derselbigen mit 5 Bonuspunkten belohnt. Viertel-, Halb- und Finalteilnahmen in beiden Wettbewerben geben noch einmal je 1 Bonuspunkt. Qualifikationsspiele zählen nur für die Länderwertung, sie geben halb so viele Punkte wie normale Partien.

Für die Schweiz, die zurzeit noch fünf Startplätze im Europacup hat, gibt ein Sieg also 0,4 Punkte. Ab 2020, wo sie nur noch vier Teilnehmer stellt, erhält sie dann 0,5 Punkte pro Sieg.

Die **KLUBWERTUNG** sorgt dafür, dass Klubs bei Auslosungen in verschiedene Lostöpfe kommen. Stärkere Klubs stossen auf schwächere und umgekehrt. Massgebend für die Rangierung in der Klubwertung ist der Klubkoeffizient. Dieser setzt sich zusammen aus den Punkten, die ein Team in den letzten fünf Jahren ergattert hat. Ist dieser niedriger als der Länderkoeffizient, zählt Letzterer.

der UEFA an die Ausgeschiedenen gering.» Die Europa League ist finanziell hochinteressant, wenn man für die Gruppenphase gesetzt ist, wie dies (noch) dem Cupsieger zuteilwird. Eine Qualifikation ist hingegen nur zu überstehen, wenn man seine besten Kräfte anbietet; damit befürchtet man allerdings ein Abrutschen in der Meisterschaft.

Viele Trainer sind hier in kurzfristigem Denken gefangen. Sie sehen in erster Linie die Schwierigkeit des Unterfangens Europacup – die letzten zehn Versuche der Schweizer Klubs, die Europa-League-Qualifikation zu überstehen, scheiterten allesamt. Für die Trainer ist der europäische Wettbewerb eher ein Bonus. Beurteilt werden sie nach den Leistungen in der Meisterschaft. Ob sie nebenbei noch einige Punkte für die UEFA-Klubwertung einspielen, wird sie wenig kümmern. Im schnelllebigen Fussballgeschäft können sie es sich nicht leisten, an Dinge zu denken, die ihrem Klub in ein paar Jahren nützen – weil sie dann wohl selber nicht mehr im Amt sind. Die Spieler wiederum wollen sich in Europa zwar für einen Transfer empfehlen, aber ob sie in einem bedeutungslosen abschliessenden Europa-League-Gruppenspiel noch einen Vorsprung preisgeben und dadurch für Klub und Liga wichtige Punkte liegen lassen, hat für sie dann doch nicht so eine Bedeutung.

Es scheint fast so, als würden die Super-League-Klubs während der Meisterschaft alles daransetzen, den Europacup zu erreichen – nur um diesen dann stiefmütterlich zu behandeln und sich wieder ganz auf die Meisterschaft zu fokussieren, wo man wiederum den Europacup erreichen will. Was völlig paradox erscheint, untermauern die Zuschauerzahlen. Obschon der harte Kern der Anhänger von Europacup-Auswärtsreisen träumt, der Mehrheit ist die Liga näher. Das zeigen auch die Zuschauerzahlen: Selbst attraktive Qualifikationsspiele vermögen die hiesigen Stadien nicht annähernd zu füllen.

Was kann die Liga dagegen unternehmen?

Die Möglichkeiten sind bescheiden. An Präsidentenkonferenzen und Generalversammlungen der Swiss Football League (SFL) wird regelmässig auf die Entwicklungen in den europäischen Wettbewerben hingewiesen und vor den Folgen schlechter Resultate gewarnt. Es sei aber manchmal schwierig, damit bis zur sportlichen Führung durchzudringen, räumt SFL-CEO Claudius Schäfer ein. Es wäre zwar mittelfristig allen gedient, wenn die qualifizierten Klubs regelmässig punkten würden, besonders angesichts der immer weiter steigenden Ausschüttungen der UEFA. Dennoch steht der Europacup nicht zuoberst auf der Prioritätenliste der Vereine. «Es ist denkbar, dass die Klubs – und besonders die Trainer – kurzfristiger denken und die Meisterschaft im Vordergrund steht. Dabei geht vielleicht das Gesamtbild etwas vergessen», so Schäfer.

Bei der Spielplangestaltung wird soweit möglich auf die Bedürfnisse der Europacup-Teilnehmer Rücksicht genommen. So weit wie

in Holland, wo kürzlich ein ganzer Spieltag verschoben wurde, damit Ajax sich ideal auf den Champions-League-Halbfinal vorbereiten kann, geht es aber nicht.

Es gäbe weitere Möglichkeiten, die Klubs zusätzlich zu motivieren. Die ersten Qualifikationsrunden sind defizitär, ein Anreiz wäre etwa das Übernehmen der Reisekosten im Falle eines Weiterkommens. So ein Fallschirm steht aber derzeit nicht zur Diskussion. «Eine Entschädigung gibt es bereits vonseiten der UEFA. Die Liga verfügt nicht über ein entsprechendes Budget, um zusätzlich noch einzuschüssen», sagt Schäfer. Er fände das auch nicht angebracht, die Liga überlege aber, wie andere Anreize geschaffen werden könnten.

Wie kommt die Schweiz aus diesem Tief wieder raus?

Die nächste Saison wird für die Schweiz vermutlich für einige Jahre die letzte sein, wo sich zwei Mannschaften für die Champions League qualifizieren können und der Cupsieger direkt für die Europa-League-Gruppenphase qualifiziert ist. Von dieser Ausgangslage noch einmal zu profitieren, wäre deshalb besonders wichtig. Danach wird der aktuell 18. Rang wirksam, der es deutlich schwieriger macht, sich für die Gruppenphasen von Champions und Europa League zu qualifizieren. Dies dürfte auch dazu führen, dass ein Klub wie der FC Basel seine Investitionen im Hinblick auf internationale Ambitionen zurückfährt.

Leise Hoffnung weckt paradoxerweise die Tatsache, dass die Schweiz ab der Saison 2020/21 nur noch vier Startplätze im Europacup hat. Die gesammelten Punkte der Schweizer Vertreter werden dann nur noch durch vier statt wie bislang durch fünf geteilt. Weil der von Platz 5 in die Qualifikation gestartete Teilnehmer kaum je viele Punkte beitrug, könnten fortan ähnlich viele Punkte durch weniger Teilnehmer geteilt werden.

Auch wenn der Aufschrei über das Abrutschen in der 5-Jahres-Wertung gross war, darf nicht vergessen werden, dass die Schweiz bislang eher über ihren Möglichkeiten klassiert war. Bis Rang 11 konnte man zwischenzeitlich nur vorstossen, weil der FC Basel so lange über den realistischen Erwartungen Erfolge hatte. Insofern ist die jüngste Entwicklung vor allem eine Rückkehr zur Normalität. Auf ein erneutes Aufsteigen kann man dann hoffen, wenn YB an internationaler Erfahrung gewinnt und mit dem FCB, der immer noch den besseren Klubkoeffizienten aufweist als Leverkusen oder Roma, eine «Doppelspitze» bildet, die zuverlässig skort.

Hinter diesem Duo sind zwar weit und breit keine zuverlässigen Punktelieferanten in Sicht. Doch die 5-Jahres-Wertung ist ein volatiles Gebilde. Ein Hochklettern auf den so wichtigen Platz 15 ist in den nächsten Jahren möglich. Dafür müssen die Super-League-Klubs gegenüber Teams aus Kroatien, Zypern oder Tschechien, die über bescheidenere Möglichkeiten verfügen, mittelfristig wieder etwas Boden gutmachen – und in jeder Partie um jeden Preis den Sieg anstreben. Zu viel verlangt ist das nicht. 🐼

Industriespionage

Die Schweiz wird für ihre Nachwuchsarbeit gerühmt, die Nati gehört zu Europas Elite, die Klubs verfügen über eine moderne Infrastruktur und konnten in den letzten Jahren viele Talente für stattliche Beträge verkaufen. Und doch haben uns in jüngster Zeit Ligen überholt, die kaum über höhere Möglichkeiten verfügen. ZWÖLF hat sich bei unseren Konkurrenten nach ihren Erfolgsrezepten umgehört.

Österreich



Elf Mal in Folge blieb Serienmeister Red Bull Salzburg in der Champions-League-Qualifikation hängen, nun winkt für die übernächste Saison ein Fixstartplatz in der Königsklasse, dank Platz 11 in der 5-Jahres-Wertung. Erarbeitet haben sich diesen die Salzburger mit ausgezeichneten Leistungen in Europa praktisch im Alleingang. Der Aufstieg der Österreicher zeigt eindrücklich, wie wichtig jeder Punkt auch in der Europa League ist. Michael Fiala von 90minuten.at erklärt: «Selbst wenn Salzburg – wie das oft der Fall war – schon frühzeitig für die K.-o.-Runde qualifiziert war, liefen die besten Spieler auf, und die wollten weitere Siege.» Auch bei den übrigen Teilnehmern sei zu beobachten gewesen, dass sie immer alles dransetzten, die Qualifikation zu überstehen.

Kein österreichischer Klub muss sich Vorwürfe anhören, den Europapokal auf die leichte Schulter zu nehmen. Nicht nur das Vorrücken in der 5-Jahres-Wertung ist dabei die Antriebsfeder, sondern die Aussicht auf die wichtigen Gelder aus der Gruppenphase. Man wünscht sich gegenseitig gutes Abschneiden. Ein Spezialfall sei Red Bull Salzburg, wie Fiala anmerkt: «Da lautet der Tenor in den Kommentaren: 'Die 5-Jahres-Wertung ist mir egal, die sollen verlieren.'»

Platz 11 sei das Maximum für Österreich, meint Fiala. Rein von der wirtschaftlichen Potenz wäre für ihn Platz 15 angemessen. Dass der Höhenflug anhält, glaubt Fiala eher nicht: «Ich will nicht schwarzmalen, aber wenn man so abhängig ist von den Resultaten eines Klubs, kann es schnell in die andere Richtung gehen.»

Tschechien



In der FIFA-Rangliste liegt Tschechien hinter dem Kongo, die Liga hat weder einen lukrativen TV-Vertrag, noch sind die Stadien gut gefüllt. Dass Tschechien gleichwohl einen Höhenflug erlebt, hat für den Prager Journalisten Ondřej Zlámal mehrere Gründe: «Die Qualität der Liga ist deutlich gestiegen in letzter Zeit. Das Ende der Sparta-Dominanz hat die Konkurrenz belebt, seit 2012 gab es vier verschiedene Meister.»

Die grösste Veränderung erlebte Slavia Prag. Der einstige Spitzenklub lag am Boden, als chinesische Investoren einstiegen und namhafte Spieler wie Halil Altintop, Ruslan Rotan oder Danny verpflichteten. Mittlerweile schaut man mehr auf Qualität als auf Namen, eist die besten Spieler der Konkurrenz los und lässt sich Zuzüge aus dem Ausland einiges kosten. Ein höchst erfolgreiches Konzept, wie die Leistungen in der Europa League zeigen.

Auch Viktoria Plzeň sorgte wiederholt für Ausrufezeichen im internationalen Geschäft, spielte drei Mal in der Champions League und erreichte ebenso oft den Achtelfinal der Europa League. Die Einnahmen wurden ins Stadion und in die Infrastruktur investiert. Liberec und Jablonec wiederum profitieren ebenfalls von den neuen Möglichkeiten der Topklubs und setzen ganz auf junge Talente.

«Anders als früher wechseln unsere Talente nicht mehr sofort ins Ausland, sondern bleiben der Liga länger erhalten. Die Aussicht auf Europacupeinsätze hat viel dazu beigetragen», sagt Zlámal. Die Europa League sei ein enorm wichtiger Wettbewerb für Tschechien. Damit dort auch weiterhin gute Resultate erzielt werden, arbeiten tschechische Klubs langfristig. Allerorts wurde ins Scouting investiert: Slavia baute einige afrikanische Talente ins Team ein, die heute begehrte Leistungsträger sind, Sparta fokussiert sich eher auf den osteuropäischen Raum.

Dänemark



Es ist gerade mal drei Jahre her, da dümpelte Dänemark noch im Niemandsland der 5-Jahres-Wertung herum. Nun hat man die Schweiz überholt. Mikael Blond vom Fussballportal «Bold» ist dennoch skeptisch: «Unseren Aufstieg verdanken wir fast nur dem FC Kopenhagen. Er allein sorgte für die Höhepunkte.» Der FC Kopenhagen, entstanden 1992 aus dem Zusammenschluss zweier Traditionsklubs, holte seither zwölf Meistertitel und ist heute der mit Abstand reichste Klub des Landes. Die Hälfte der Superliga-Klubs sind heute solche Fusionsprodukte, die bekanntesten sind Nordsjælland und der amtierende Meister Midtjylland. Letzterer gehört Matthew Benham, einem britischen Physiker, der einst Millionen verdiente, indem er mittels mathematischer Modelle auf Fussballspiele wettete. 2014 übernahm er den FC Midtjylland und führte ihn gleich zum ersten Meistertitel der Vereinsgeschichte, indem er konsequent auf Big Data setzte. Welche Spieler werden verpflichtet, wer tritt Freistösse, was soll der Trainer zur Pause ändern? Der Computer redet in diesem Klub überall mit. Dieser Trend griff bald auf die ganze Liga über.

Im Europacup blieben Midtjylland wie auch Traditionsklub Brøndby bislang unter den hohen Erwartungen. Beide ernteten dafür harsche Kritik. «Wer in Europa nicht liefert, wird von den Medien ziemlich hart angegangen», so Journalist Blond. Bei den Fans geniesst der Europacup das höchste Standing, und auch den Vereinen sind europäische Erfolge wichtiger als ein paar Punkte in der Liga. Es kommt vor, dass Teamstützen in einem Meisterschaftsspiel geschont werden. Der Verband versucht nach Möglichkeit, Ligapartien so zu schieben, dass den Europacupteilnehmern die bestmögliche Regenerationszeit zukommt. Dass die dänische Liga insgesamt Fortschritte macht, sieht Mikael Blond nicht so. «Auch bei uns hat man das Gefühl, dass vergleichbare Länder uns abhängen. Die Stärke der Superligaen wird anhand der Resultate in Europa gemessen. Und weil die derzeit nur der FC Kopenhagen liefert, ist man trotz der aktuell guten Platzierung nicht zufrieden.»

Ein früher Anpfiff unter der Woche beschwört den Zorn der Fans herauf – und bedeutet für Klubs deftige Einnahmeneinbussen. Doch die Angst vor der UEFA überwiegt.

Kampf der Zeiten

«Schloss met dene Aspelziite!» – «Esch das so schwierig? Es Speli zo vernönftige Ziite.»

In der Wahl der Vokale mögen sich die Luzerner Anhänger systematisch vertun. Der Grund für ihren jüngeren Unmut aber dürfte allen klar sein: Gleich drei Mal wurden sie in den letzten Monaten nach einer Spielverschiebung zur Unzeit in die Swissporarena bestellt. Für die Meisterschaft gegen Sion und YB an einem Mittwoch auf 18.45 Uhr, für den Cup-Schlager gegen YB gar auf 18 Uhr – ebenfalls an einem Mittwoch.

Der FC Luzern ist der FC Zentralschweiz. Viele seiner Supporter wohnen nicht in der Stadt, sondern reisen aus den umliegenden Kantonen an. Auch mit dem Büroalltag vieler ist diese Anspielzeit nicht vereinbar. «Wir können den Ärger unserer Fans nachvollziehen», sagt FCL-Sprecher Markus Krienbühl. Gut 1000 Leute weniger würden so zu einem Spiel kommen, schätzt er, wobei bei einem Gegner wie YB auch ein beträchtliches Gros an Gästefans fernbleibt. Dem Verein entgehen damit auch Einnahmen. «Für uns ist klar: Spiele unter der Woche würden wir um 20 Uhr anpfeifen. Wenn wir denn die Wahl hätten und die Entscheidung bei uns liegen würde.»

Der Hauptherd des Konflikts liegt in Nyon. Hier legt die UEFA nicht nur ihre Spielpläne so fest, dass Champions und Europa League fast wöchentlich an drei Tagen über die Bildschirme flimmern. Hier hat sie auch mit den European Professional

Football Leagues (EPFL), in denen 28 Ligen Europas Vertretung finden, ein Abkommen unterzeichnet, das den Ligen bei der Festlegung der Anspielzeiten jeglichen Spielraum nimmt. Spielverschiebungen auf UEFA-Termine sind demnach zwar gestattet, «sofern keine echte Alternative besteht», es folgt aber jener Satz, den die Verantwortlichen der Swiss Football League und des Schweizerischen Fussballverbands als oberstes Gebot aufzufassen scheinen: «Werden diese Spiele im Fernsehen übertragen, müssen sie so angesetzt werden, dass sie mindestens 15 Minuten vor Anpfiff der UEFA-Klubwettbewerb-Spiele zu Ende sind, vorbehaltlich Einwilligung der UEFA nach Einzelfallprüfung.» Durch diese Weisung erklärt sich dann auch die Ansetzung. Beginnt ein Ligaspiel um 18.45 Uhr, ist es bestimmt eine Viertelstunde vor den Auftritten Messis, Ronaldos oder Seferovics um 21 Uhr vorüber. Im Cup, für den die Vereinbarung laut UEFA ebenfalls gilt, ist man sogar so freundlich, das Risiko einer allfälligen Verlängerung mitsamt Penaltyschiessen einzukalkulieren. Deshalb 18 Uhr.

Nicht alle Ligen aber halten sich auch daran. Insbesondere, wen erstaunt es, die grossen Verbände. Da wird, während Juventus an Ajax scheitert, in aller Selbstverständlichkeit um 19.45 Uhr MEZ Brighton gegen Cardiff angepfiffen. Die Ligue 1 setzt ihre Spiele unter der Woche zumindest um 19 Uhr oder 19.30 Uhr an. Auch Spanien und Italien pfeifen dann und wann auf die Anpfifforder aus Nyon. Ob diese Missachtungen sanktioniert wurden und in welcher Form, will die UEFA auf Anfrage nicht veraten. Offensichtlich können es sich diese Meisterschaften aber leisten. Sie sitzen an einem genug langen Hebel. Im Gegensatz

zur Schweiz, die in dieser Frage lieber den Bückling macht. Eine Befürchtung ist etwa, dass der Kontinentalverband gar keine Busse ausstellen muss, sondern andere Druckmittel hat. Da sind zum Beispiel die Solidaritätszahlungen für Klubs, die nicht an der Gruppenphase von UEFA-Bewerben teilnehmen. Für letzte Saison erhielt die SFL aus diesem Topf fast 4 Millionen Franken zugesprochen, über eine halbe Million für jene, die nicht in der Gruppenphase vertreten waren – in der Schweiz überlebenswichtig. Niemand will es riskieren, die UEFA so sehr zu verärgern, dass sie auch nur daran denken könnte, diese Zahlungen auszusetzen. «Die UEFA macht Angst», sagt ein Beteiligter zu ZWÖLF. «Sie können sich nicht vorstellen, wie heikel das Ganze ist. Halten Sie sich beim Schreiben zurück», mahnt ein anderer.

Es wäre aber zu einfach, die Komplexität dieses Problems allein auf den Europäischen Fussballverband zu reduzieren. Denn dessen Einnahmen und damit die Münzen für den Geldregen liefern die nationalen Fernsehstationen. Ihnen liest die UEFA letztlich die Wünsche von den Lippen ab. Teleclub soll für die Übertragung der Champions League rund 20 Millionen Franken pro Jahr bezahlen, für die Super League über 30. Da will ein Vollprogramm geboten sein. Und auch die SRG wird sich nicht dagegen sträuben, seinen Zuschauern und Werbekunden einen fünfstündigen Cup-Pizza-Messi-Schmaus anzubieten. Sich in diesen Zeiten noch ins Stadion zu begeben, scheint irgendwie sinnlos. Aber wie steht es doch so schön auf einem Doppelhalter in der Luzerner Kurve:

«Es mues ned emmer alles Senn mache.»

O.W., California

Text
SILVAN KÄMPFEN

Der Solothurner Oliver Wyss leitet in Kalifornien einen Profiklub und versucht neben dem Rasen Leben zu retten. Das hat viel mit seiner eigenen Geschichte zu tun.

Wenn New York die Stadt ist, die nie schläft, dann ist Los Angeles jene, die nie aufhört. Wer sie auf der California State Route 1 von Malibu bis nach Laguna durchquert, legt die gleiche Strecke zurück wie von Zürich nach Bern. Dennoch haftet der Metropole etwas Provinzielles an. Sie scheint ein einziger Zusammenschluss aus meist gemächlichen Vororten, aus denen die Menschen selten herauskommen. Im südlich gelegenen Orange County käme niemand auf die Idee, zu verkünden, er komme aus L.A. Und so heisst es schlicht «The OC», das Zuhause von Oliver Wyss.

Der General Manager des Orange County Soccer Club hätte gerade Grund, sich zu beklagen. Der Saisonstart in der USL Championship, der zweithöchsten amerikanischen Liga, ist gründlich missraten. Weder gegen Reno noch gegen Tulsa, New Mexico oder El Paso gabs einen Sieg. Aber der Solothurner hat schon zu viel anderes mitmachen müssen in seinem Leben, als dass er wegen verlorener Fussballspiele nervös würde. Dafür kennt er auch die Eigenheiten dieser Liga zu gut. «Unsere Mannschaft steht noch nicht ganz», beschwichtigt Wyss am Telefon – sein Schweizerdeutsch hat nach 25 Jahren in Orange County einen lebenswerten Akzent angenommen. Wichtig sei es, die Qualifikation für die Play-offs zu schaffen und dann bei 100 Prozent zu sein. Letztes Jahr kam sein Klub unter die letzten vier (siehe Box nächste Seite).

Sklave des Autos

Amerika hat Oliver Wyss schon immer fasziniert. Als Kind verbrachte er hier mit der Familie Ferien. Und so hegte er auch als Fussballer früh aussergewöhnliche Pläne. Als 19-Jähriger stieg er 1994 mit dem FC Solothurn unter Hanspeter Latour in die Nationalliga B auf, im SFV hatte er in den Juniorenauswahlen gespielt. Doch statt sich im Schweizer Fussball durchzuschlagen, wollte er – mit Handelsdiplom in der Tasche – die Welt sehen. Es lockte die neu gegründete Major League Soccer, Wyss erhielt einen Vorvertrag in New York. Dieser Traum platzte allerdings, der Ligastart wurde um ein Jahr verschoben. Wyss fand beim Profiteam Los Angeles Salsa Unterschlupf. Dank vieler Lateinamerikaner und ehemaliger US-Nationalspieler sei das Niveau hoch gewesen. Allerdings konnten die Amerikaner damals nicht viel mit der Vorstellung anfangen, dass in 90 Minuten manchmal kein einziges Tor fällt. Sie wollten den Fussball

«vereinheimischen», gar neu erfinden. So wurden Penaltys zwischenzeitlich in Hockey-Manier geschossen. Später spielte Wyss noch bei Anaheim Splash in der Continental Indoor Soccer League. Youtube klärt auf: Fussball, aufgeteilt in vier Viertel à 15 Minuten, auf dem parkettierten Eisfeld in der riesigen Halle der Anaheim Ducks, mit Cheerleadern, die zu den Klängen der Village People tanzten. «In meinem ersten Spiel führten sie die Blaue Karte ein. Da bekamst du für kleinere Fouls so etwas wie eine Zeitstrafe. Ich habe bis zum Schluss nicht begriffen, ob ich dann jeweils rausmusste.»

Wyss' Aktivkarriere fand dann 1997 ein jähes Ende, als bei ihm aplastische Anämie, eine Blutkrankheit, diagnostiziert wurde. Eine Knochenmarktransplantation hielt ihn am Leben, Spender war sein älterer Bruder. Seine eingeschränkte Gesundheit hielt ihn allerdings nicht davon ab, sich im Fussball weiter bedingungslos zu engagieren. Er baute den Juniorenklub West Coast FC auf, der heute über 70 Mannschaften umfasst.

Beim Orange County Soccer Club coachte er bis 2017 die erste Mannschaft, heute leitet er den Klub als General Manager. «Ich bin lieber die Person, die entscheidet, ob ein Trainer bleibt oder nicht, als dass ich als Trainer selber davon abhängig bin», flachst er. Seit 2015 hat Wyss' Klub mit James Keston einen neuen Investor, auch der japanische Star Keisuka Honda ist beteiligt, und wieder einen neuen Namen, zuvor hiess man Orange County Blues und Los Angeles Blues. Zur Verfügung steht dem Solothurner ein Budget von 2,5 bis 3 Millionen US-Dollar – und eine beachtliche Infrastruktur. Keston hat in Oranges Universitätsstadt Irvine auf einer ehemaligen Marine-Base ein idyllisches Stadion hingestellt: zwei Tribünen mit insgesamt 5000 Sitzplätzen und hinter dem Tor mit Bäumen bepflanzte Grashügel. Rund ums Stadion gibt es 24 Trainingsplätze. Die Dimensionen ermöglichen hier vieles. «Das ist das Schöne am amerikanischen Fussball», schwärmt Oliver Wyss. «Man kann hier etwas bewegen.» In der Schweiz hätten die Klubs über 100 Jahre Tradition. Da könne man nicht so schnell so viel ändern und aufbauen.

Während Wyss von seiner Geschichte und seinen Plänen erzählt, ist er natürlich unterwegs. Der Schriftsteller T.C. Boyle bezeichnete die Kalifornier mal als Sklaven des Autos. Wyss hat sich daran gewöhnt: «Das ist hier wie Velo fahren.» Der 44-Jährige lebt mit seiner Frau Jamie eine halbe Stunde von Irvine entfernt in Laguna Niguel, einer szenischen Anhöhe über der Pazifikküste,

«Ich entscheide lieber, ob ein Trainer bleibt oder nicht, als dass ich als Trainer selber davon abhängig bin.»

wo sich wie in all den TV-Serien kilometerweise Häuser mit Garagenvorplätzen aneinanderreihen. Orange County ist eine der wohlhabendsten Gegenden der Welt. In den Strandorten Laguna oder Newport Beach liegt das mittlere Haushaltseinkommen bei 120 000 Dollar. «Der Lebensstandard hier ist sehr hoch, aber es ist auch alles sehr teuer. Eine privileged-luxurious area», erklärt Wyss, der immer wieder englische Ausdrücke einfließen lässt.

Nachhilfeunterricht für den Regisseur

Aus dem Telefongespräch wird klar: Wyss ist längst ein Amerikaner geworden. Er kennt hier viele Leute, bis nach Hollywood. Und das kam so: Sein Freund Boaz Davidson, einst Produzent von «Eis am Stiel», bat ihn 2012, am Set von «Playing for Keeps» mitzuhelfen. Es ist einer dieser Filme aus der sogenannten Traumfabrik, die man eigentlich nicht anschauen sollte, es dann aber manchmal doch tut. Ein abgehalfterter früherer Celtic-Star (Gerald Butler) gewinnt darin seine amerikanische Ex-Frau Stacie (Jessica Biel) zurück, indem er als Trainer beim Fussballteam des gemeinsamen Sohns einspringt und daneben den Anbändelungsversuchen der anderen «Soccer Moms» zu widerstehen probiert. Oliver Wyss war als «Soccer Technical Advisor» dafür zuständig, dass das Skript halbwegs aufging und beim Dreh jeweils genug Spieler auf dem Feld standen. «Ich dachte mir, dass das für Regisseur Gabriele Muccino als Italiener kein Problem sein sollte. Aber er hatte wirklich keine Ahnung von Fussball», erzählt Wyss. Biels und Butlers Ballfertigkeiten dagegen könnten sich sehen lassen. Mit dem Schotten ist Wyss



Erinnerungen aus Hollywood: Oliver Wyss (l.) und Tochter Abella zeigten Gerard Butler und Jessica Biel 2012, wie Fussball geht. Ganz rechts Wyss' Frau Jamie.

heute noch gut befreundet. Gern erinnert er sich auch an dieses Intermezzo, weil seine Tochter Abella als Fussballerin im Film mitspielen durfte. «Es war für uns als Familie eine der besten Zeiten.»

Unfassbare Schicksalsschläge

«It Never Rains in Southern California», sang der Hippiebarde Albert Hammond einmal. Stattdessen, so heisst es im Refrain weiter, schütete es wie aus Kübeln. Die immerwährende Sonne nur als Schein. Was es damit auf sich hat, musste die Familie Wyss schmerzhaft erfahren. Über ihr Leben warf sich ein langer Schatten. Die eigene lebensbedrohliche Krankheit überstand Oliver Wyss zwar. Dann aber traf es seine Kinder. Erst wurde beim Sohn ein seltener Hirntumor entdeckt,

und als die Ärzte darauf rieten, auch dessen ältere Schwester routinemässig untersuchen zu lassen, wurden auch bei ihr zwei Baseball-grosse Tumore gefunden. Selbst die besten Mediziner konnten nicht mehr helfen. Hudson starb 3-jährig, Abella mit 11. «Wir hatten mit beiden Kindern sehr Pech.» So drückt Wyss diesen unfassbaren, doppelten Schicksalsschlag aus. Die Gefahr, dass einem so etwas widerfahre, liege bei etwa 1 zu 10 Millionen.

Die eigenen Kinder zu verlieren, sei das Schlimmste überhaupt, sagt Wyss. Und doch brachte der Solothurner schnell wieder die Kraft auf, sich für andere einzusetzen. Bereits nach seiner Knochenmarktransplantation hatte er die Stiftung Soccer for Hope gegründet, nachdem ihm klar geworden war,

wie viele Kinder in den USA über keine Krankenversicherung verfügten. Die Einnahmen der rein ehrenamtlichen Stiftung kommen Buben und Mädchen mit lebensbedrohlichen Krankheiten, betroffenen Familien und der Krebsforschung zugute. «Wir konnten unsere Kinder nicht retten, umso mehr wollen wir andere retten.» Regelmässig organisieren Oliver und Jamie Wyss Anlässe, etwa Fussballcamps. Mit ihnen hat die Stiftung schon vier Millionen Dollar gesammelt. «Auch das ist eben Fussball. Es spielen nicht alle, um Profi zu werden. Es geht darum, die Leute zusammenzubringen. Und das geht in Amerika unglaublich gut.» Auch seine Spieler setzen sich für die «Community» ein. So halfen sie letztes Jahr mit öffentlichen Aufrufen, einen Knochenmarkspender für das erkrankte Baby eines Fans zu finden.

Die Herzlichkeit und die Begeisterung der Amerikaner gelten in den Augen vieler als aufgesetzt – bis sie sie selber erfahren dürfen. Diese Facette gehört genauso zu den Reizen eines Karriereabenteuers ennet des Atlantiks wie generell das Neue im US-Fussball. Das erlebten auch Oliver Wyss' Klienten, als er eine Zeit lang eine Agentur führte, die Spieler nach Amerika lotste – nicht zuletzt aus der Schweiz: den Ex-Basler Marko Perovic etwa oder Blaise Nkufo. Und 2008 lebte plötzlich ein früherer U-Nati-Kollege bei ihm zu Hause: Raphael Wicky. Der Walliser folgte Wyss' Ruf und verbrachte das letzte Jahr seiner Karriere beim mexikanisch geprägten

Eine Liga für sich

Die geschlossene USL Championship dauert von März bis November. Die 36 Teams werden ganz im US-Stil in eine Ost- und eine West-Gruppe aufgeteilt, jeweils die besten acht qualifizieren sich für die Play-offs und spielen den Titel unter sich aus. Sportliche Auf- und Absteiger kennen die Amerikaner nicht. Der FC Cincinnati mit Ex-YB-Spieler Leonardo Bertone spielt zwar nun neu in der Major League Soccer, kam letzte Saison aber nur in den USL-Viertelfinal. Aufgenommen

wurde Cincinnati in der MLS lediglich wegen der grossen Fanbasis und des Marketingpotenzials. USL-Klubs nehmen auch im nationalen Open Cup teil, hier machen die besten 84 Mannschaften aus allen Ligen des Landes mit.

Wie in der MLS landen gelegentlich auch in der USL einige ältere bekannte Namen. Phoenix Rising etwa lief letztes Jahr noch mit Didier Drogba auf. Der Orange County Soccer Club von Oliver Wyss will

allerdings nicht auf Pensionäre setzen, sondern mit dem Verkauf junger Spieler Geld generieren. Im Gegensatz zur MLS, wo die Spieler ihre Verträge direkt mit der Liga abschliessen, besteht in der USL diese Möglichkeit. Die Rechte gehören den Klubs. Den Weg über Orange machen sollen die jungen Talente wegen der modernisierten Infrastruktur, der Anziehungskraft Kaliforniens und des neu eingeschlagenen Konzepts unter General Manager Wyss.

«Wir konnten unsere Kinder nicht retten, umso mehr wollen wir andere retten.»

MLS-Klub Chivas. Wicky und Wyss verbinden inzwischen eine enge Freundschaft und die Faszination für den American Way of Life. Der frühere FCB-Trainer besitzt schon länger ein Haus in Venice Beach, dem lebhaften Stadtstrand von Los Angeles. Er hat kürzlich im Golden State seine amerikanische Partnerin geheiratet und coacht nun die U17-Nationalmannschaft der USA.

Helvetisierung mit Crettenand

In der Verpflichtung Wickys sieht Oliver Wyss für den US-Verband, dessen A-Team sich ja nicht einmal für die WM in Russland qualifizierte, eine grosse Chance. Wicky soll unter anderem bei der Struktur ansetzen. «In Amerika gibt es die grössten Talente. Bei den Jungen ist Fussball heute der populärste Sport», erklärt Wyss. Allerdings fallen viele der potenziellen Topspieler noch durchs Raster. «Die Tradition hier ist, dass Spitzensportler den Weg über das College machen und in den dortigen Teams spielen. Aber im Fussball funktioniert das nicht», ist der Schweizer überzeugt. Die Möglichkeiten seien zu limitiert, und wenn jemand mit 21 noch Jugendfussball spiele, sei das viel zu spät. Unterdessen haben viele Klubs das Problem erkannt und stattdessen auch 15-Jährige mit Verträgen aus. Diese trainieren dann wie in der Schweiz auf professionellem Niveau und machen die College-Ausbildung nebenher.

In Orange County ist das Reservoir an Spielern, die man gleich vor der Haustür aufgabeln kann, riesig. Zwischen dem

südlichen Los Angeles und der mexikanischen Grenze – ein Gebiet von der Fläche der halben Schweiz mit 300 000 lizenzierten Fussballern – gibt es keinen anderen Profiklub. «Wir wollen eine regionale Kultur aufbauen und diese auch in die verschiedenen Jugendklubs reintragen», erklärt Wyss. Ziel ist, die besten Jugendlichen in ein vom Klub vorgegebenes Gesamtkonzept zu integrieren und mit der Nachwuchsmannschaft mittrainieren zu lassen. Eine Schlüsselrolle kommt dabei einem weiteren Schweizer zu: Didier Crettenand, dreifacher Cupsieger mit dem FC Sion, wechselte 2015 auf Anraten Raphael Wickys nach Orange. Nach zwei letzten Saisons als Profi amtiert er nun als Talentmanager. Crettenand leitet Spezialtrainings, macht Videoanalysen, coacht das Jugendteam.

Die Helvetisierung des amerikanischen Jugendfussballkonzepts braucht sicherlich noch einige Jahre Zeit. Erste Früchte würden sich aber schon zeigen, betont Wyss. Bei den Spielen im Championship Soccer Stadium sitzen mittlerweile regelmässig Scouts aus Mexiko oder mittelgrossen europäischen Ligen auf der Tribüne. Das zurzeit am meisten gehandelte Talent soll der 17-jährige Goalie Aaron Cervantes sein. Oliver Wyss' Arbeit wiederum ist im restlichen Soccerland nicht verborgen geblieben. Auch andere Profiteams haben ihm schon Angebote unterbreitet. Aber raus aus Orange County möchte er nicht. «Ich kann hier so viel bewirken, und ich glaube daran.» Bei 320 Sonnentagen im Jahr fällt dieser Entscheid leichter. Trotz allen Schicksalsschlägen, die ihm und seiner Familie hier widerfahren sind. 🐼



Dienstag bis Samstag von 17 bis 23 Uhr
Bertastrasse 76, 8003 Zürich
Tel. 044 241 22 28

FACEBOOK: WILLI LEVANTE • INSTAGRAM: SCHIWAGO 76

NUR BARZAHLUNG MÖGLICH!

欲望无休止
Schiwago
RESTAURANT
• ZÜRICH •

Text
CLAUDIO ZEMP
@ze_zemp

Anfang der 70er war der FC Luzern Avantgarde: dank gelber Hippieshirts mit Blumenbatik und lila Hosen. Doch auf dem Platz verpuffte der Blüemli-Effekt. Leidtragende Leibchen-träger erinnern sich.

Nicht das Gelbe vom Ei

Edy Renggli war ein Visionär. Von 1971 bis 1976 präsierte er den FC Luzern im Nebenamt. Renggli war ein Schöngest, Spross einer Glasmaler-Dynastie und hauptberuflich Künstler. Er gestaltete Kirchenfenster von Boncourt bis Washington D.C., verbrachte den Sommer abwechselungsweise in Italien oder auf Rhodos, wo er nicht vom Radio beim Sinnieren gestört wurde. Und so kam es, dass er für die Saison 1970/71 eigenhändig die Trikots seines Klubs gestaltete. Avantgardismus in allen Belangen.

Die Blumen waren filigran gezeichnet, weiche Pastelltöne. Unerhört ungeohnt! Renggli wurde dafür kritisiert, doch er blieb unbeirrt. Schliesslich war er der Präsident. Den ersten Match im gelben Leibchen

spielten die Luzerner im Herbst 1970 auf der Allmend gegen Lausanne. Auch die Waadtländer lachten sie aus. Aber die Farbe ins Spiel brachte das Heimteam. Es gewann 4:1. Kudi Müller, zweifacher Torschütze, ging nach dem Spiel zu seinem Gegner Gabet Chapuisat und fragte ihn: «Veux-tu mon maillot?»

Flower ohne Power

«Blumenkinder!», spottete die Presse. Ausgelacht worden seien sie wegen dieses Trikots, erinnert sich der damalige Captain Jules Häfliger. Der Gegner schimpfte die gelben Luzerner Clowns. Doch wenn diese dann gewannen, durften sie beim abschliessenden Hinauslaufen zum Gegner sagen: «Jetzt besch du de Gloon!»

Gar nicht lustig fand das Dress der Basler Karl Messerli, so etwas wie der Dennis Rodman des Schweizer Fussballs. Er handelt heute mit Plüschtieren und nordkoreanischen Fussballspielern. Damals war auch er noch ein Teenager, der nur eine Saison in Luzern weilte. Ausgerechnet die Hippiezeit! Fast fünf Jahrzehnte sind seither vergangen, aber Messerli hatte offensichtlich so sehr Mühe, im femininen Batikshirt aufzulaufen, dass er sich noch zu genau daran erinnert: «Es war eine absolute Katastrophe! Und dann noch die violetten Hosen!» Der Stürmer war froh, als er die Hippies aus der Innerschweiz hinter sich lassen konnte – mitsamt dem Präsidenten, der an der Weihnachtsfeier ein Klavier zertrümmert haben soll. Anders sein als die andern, nein, darum





gehe es doch nicht, so Messerli. «Der Fussballer befasst sich nicht mit solchen Sachen», lautet sein Fazit. Man solle diese Leibchen-story nicht zu ernst nehmen, gibt er dem Journalisten noch auf den Weg mit.

Der Luzerner Goalie hatte es vergleichsweise noch am besten. Sein Dress war immer unauffällig uni gehalten, sogar ohne Blüemli. Karl Engel hiess der stramme Keeper aus Ibach, der 18-jährig in Luzern seine Karriere begann. Von der Pflanzenwelt, die er in jedem Match vor seiner Nase hatte, hielt er nicht viel: «Das war nicht das Gelbe vom Ei. Aber zum Glück dauerte es nicht so lange.» Die heldenhaften Resultate auf dem Platz waren leider auch die Ausnahme.

«Geld hatte man schon damals keines», erzählt Jules Häfliger. Die Spieler waren

Halbprofis. Die besten, die das gelbe Pop-shirt in der ersten Saison spazieren trugen, musste der FCL verkaufen. Kudi Müller machte in Deutschland Karriere. Und Bigi Meyer, auch er ein Leistungsträger, ging zu GC. Dort hatte das Dress immerhin noch die eigentlichen Luzerner Klubfarben.

Auch in die nächste Saison, 1971/72, gingen die Luzerner mit ihren liebeizenden Mustertrikots. Doch nach dem grossen Aderlass verpuffte die Flowerpower endgültig. Im Entscheidungsspiel gegen St.Gallen gab es ein 1:4. Präsident Renggli schloss mit den Blüemli definitiv ab und kehrte zu Blau-Weiss zurück. Hatten die Shirts zu viel Unglück gebracht? «Wäge dem semmer ned abgstiege», hält Jules Häfliger fest. Es sei viel simpler: «Fürs B waren wir zu gut und fürs A zu schwach.»

Panini-Bilder gab es Anfang der 70er zwar schon. Sponsoren aber waren eine Seltenheit, und von Instagram war noch nicht mal der Gründer geboren. Den Plan, aus Renggdis Hippiekreation einen Marketing-schlager zu entwickeln, hatte bisher niemand. Das Ausrufezeichen mit den poppigen Trikots kam zu früh, wohl ganz im Sinne des 2017 verstorbenen Avantgardisten Renggli. Karl Engel mutmasst: «Heute wären wir mit diesen Leibchen auf der ganzen Welt berühmt.» Kudi Müller hat seins übrigens noch. Er sagt, es sei sein schönstes. 🖤



*La famiglia: Raimondo Ponte jr.,
Raimondo Ponte, Marco Ponte
und Angelo Ponte (v.l.)*

Ein Ponte kommt selten allein



Präsident, Trainer, Sportchef, Captain: Fast jeder, der beim FC Windisch eine wichtige Funktion innehat, trägt den Namen Ponte. Die enge Bande zwischen dem Aargauer Drittligaverein und dem Ponte-Clan begann vor 55 Jahren – und tut beiden Seiten bis heute sichtbar gut.

Text
DIEGO STOCKER
Bilder
SAMUEL SCHALCH
www.samuelschalch.ch

Zweieinhalb Stunden vor dem vielleicht wichtigsten Spiel der Saison trifft Raimondo Ponte gut gelaunt auf dem Sportplatz Dägerli ein. Der prominente Präsident des FC Windisch hat sich dem Anlass entsprechend in Schale geworfen – was bei Raimondo Ponte nicht Anzug und Krawatte bedeutet, sondern Trainingsjacke in den leuchtend roten Vereinsfarben, Trainingshose und Fußballschuhe. Es sieht ganz so aus, als würde der 64-jährige ehemalige Nationalspieler am liebsten selber mitkicken, wenn es jetzt dann gleich für seine Windischer Jungs im Viertelfinale des Axpo Aargauer Cups um die Wurst geht.

Dieses Viertelfinale hat für den FC Windisch eine besondere Bedeutung, weil die Finalspiele des Aargauer Cups dieses Jahr im heimischen Dägerli ausgetragen werden. Man muss kein Mathematiker sein, um auszurechnen: Es fehlen dem Drittligaverein nur noch zwei Siege zum Husarenstück, den Finaltag mit der eigenen Teilnahme zu krönen. Raimondo Ponte weiss um die Bedeutung des Spiels. Er weiss aber auch: Es wird verdammt schwer für seine Jungs. Denn der Gegner heisst FC Lenzburg, spielt eine Liga höher und ist klarer Favorit. Aber Raimondo Ponte wäre nicht Raimondo Ponte, wenn er nicht unbeirrt an die Chance des Underdogs glauben würde. «Im Fussball ist alles möglich», sagt er mit seiner unvergleichlichen Stimme, die so wunderschön kratzt im Hals, dass man mit geschlossenen Augen meinen könnte, es würde Don Vito Corleone zu einem sprechen.

Ein Schlitzohr in der Bützergemeinde

«Es liegt an den Jungs, die Chance zu packen», sagt der Godfather des FC Windisch emotionslos – wobei seine typisch raue Art zu sprechen und seine kurzen Sätze, die keinen Platz für Gefühlsduseleien haben, nicht ganz darüber hinwegtäuschen können, dass das heutige Spiel auch für ihn eine Herzensangelegenheit ist. Man spürt es, auch wenn es nicht ausgesprochen wird: Ein Cupsieg dieses Jahr im heimischen Stadion wäre ein Höhepunkt in dieser aussergewöhnlichen Beziehung zwischen berühmtem Fussballstar und unscheinbarem Amateurfussballklub,

die von so erstaunlich viel Herzblut und Leidenschaft getragen wird und nun schon 55 Jahre lang anhält.

Um die Wichtigkeit zu verstehen, die der FC Windisch für Raimondo Ponte hat, muss man ins Jahr 1963 zurückkehren, als der achtjährige Raimondo zusammen mit seinem Grossvater, dem Nonno, in die Schweiz kam. Sein Vater – Angelo Ponte, ein Schuhmacher aus Neapel – war schon vorher ausgewandert, um in Windisch als Arbeiter in einer Schuhfabrik ein neues Leben anzufangen. Ausgerechnet in Windisch! Zwar hatten hier die Römer vor rund zweitausend Jahren ihr Legionslager Vindonissa aufgebaut – sonst aber hatte die verschlafene Aargauer

«Es hatte damals nicht viele Ausländer in Windisch. Wir waren anders als die Einheimischen und sind aufgefallen.»

Raimondo Ponte und sein einstiger Entdecker René Bopp.

Auch irgendwie anwesend: Luigi Ponte, Schiedsrichterchef im Aargauer Verband.





dass dem Besitzer des Schuppens – notabene der örtliche Friedensrichter – der Geduldsfaden riss, dieser ganz berufsuntypisch auf Schlichtungsversuche verzichtete und stattdessen lange Nägel von innen durch die Holzwand schlug, an denen sich die Bälle aufspiessten. Fortan gehörte auch immer ein Hammer zur Fussballausrüstung der Kids, mit dem die Nägel wieder zurückgeschlagen wurden, bevor sich Klein-Raimondo daranmachte, seine stupende Freistosstechnik zu vervollkommen.

Trottoir voller Ferraris

«Es hatte damals nicht viele Ausländer in Windisch», erzählt Raimondo Ponte. «Wir waren anders als die Einheimischen und sind aufgefallen. Als Kind habe ich davon aber nicht viel gespürt.» Denn zum Glück gab es in Windisch nicht nur Leute, die sich an Pontes Temperament störten, sondern auch solche, die es als Bereicherung empfanden. Allen voran der heute 82-jährige René Bopp, der damals Juniorentainer beim noch jungen FC Windisch war und sofort Pontes aussergewöhnliches Talent erkannte. Er überredete Raimondo und seine beiden Brüder Luigi und Antonio, dem Fussballclub beizutreten – es begann eine Liebesgeschichte, die bis heute andauert.

«Der FC half uns Brüdern sehr, in Windisch heimisch und akzeptiert zu werden», sagt Raimondo Ponte. «René Bopp war eine wichtige Bezugsperson für mich. Während sieben Jahren förderte und unterstützte er mich, wo es nur ging. Ich verdanke ihm sehr viel.» Raimondo Ponte war 15 Jahre alt, als der ehemalige Bayern-Spieler Werner Olk, der damals Spielertrainer beim FC Aarau war, einem Juniorenspiel des FC Windisch beiwohnte. Eine Woche später wechselte Ponte vom Dägerli aufs Brugglifeld, von wo aus er seine Fussballkarriere lancierte, die ihn mit den Zürcher Grasshoppers Meister- und Cupsiebertitel feiern und 34-mal das Nationaltrikot überstreifen liess, ihn 1978 zum Uefa-Cup-Torschützenkönig krönte und ihn als ersten Schweizer Fussballprofi überhaupt in die höchste englische Liga zu Nottingham Forest und ein Jahr später zum SC Bastia führte.



Büezergemeinde rein gar nichts mit Pontes vor Leben strotzender süditalienischer Heimat gemeinsam.

Der kleine Raimondo war ein Kind voller Temperament. Aufbrausend, heissblütig, ein kleines sympathisches Schlitzohr. Ein typischer Scugnizzo halt, wie man die wilden Strassenjungen in Neapel nennt. «Ich hatte nichts als Fussball im Kopf», erinnert sich Ponte. Und so verging denn auch keine freie Minute, in der er und seine Freunde nicht Fussball spielend die Strassen und Plätze ihres Stadtteils Licignano di Napoli unsicher gemacht hätten.

Im Dorf zwischen Aare und Reuss war man sich an so viel Temperament nicht gewöhnt. Kurt Werder, der im Haus neben den Pontes aufwuchs, kann davon ein Lied singen. Seit über zwanzig Jahren ist er Stadionspeaker beim FC Windisch. Mit seinen ergauten, zu einem langen Pferdeschwanz zusammengebundenen Haaren und seiner leisen, meditativen Stimme strahlt der Sohn eines der Mitbegründer des Klubs die unerschütterliche Ruhe eines buddhistischen Zenmeisters aus – das pure Gegenteil von Raimondo Ponte. «Als Kinder spielten wir ständig in unserem Hinterhof Fussball», erinnert sich Kurt Weder schmunzelnd. Als Ballfang und Torwand diente die Holzwand eines angrenzenden Schuppens. Der kleine Raimondo, schon damals ein Meister der ruhenden Bälle, drosch das Leder so unermüdlich und scharf gegen die Holzwand,



So viele Erfolge Raimondo Ponte auch feierte – der Kontakt nach Windisch brach während seiner gesamten Laufbahn als aktiver Fussballer niemals ab. Als Bruder Luigi in den 70ern im Dorf ein TV-Geschäft eröffnete, war das Trottoir bei der Eröffnung verstellt von Ferraris und anderen teuren Sportwagen. Günter Netzer oder Bernhard Russi waren vorgefahren, um sich auf Empfehlung der Pontes hier mit den neuesten Unterhaltungsgeräten fürs Wohnzimmer einzudecken.

Ponte vergass auch nie, wie wichtig der kleine Amateurverein für ihn in seinen ersten Jahren in der Schweiz war. So sorgte er dafür, dass die grossen Grasshoppers gegen den FC Windisch Trainingsspiele absolvierten, und schaffte sogar das Kunststück, dass ein Team von Nottingham Forest auf dem Dägerli zeigte, wie astreiner britischer Kick-and-Rush-Fussball aussieht. Bloss die stolzen Korsen vom SC Bastia vermochte Ponte nicht in den Aargau zu locken: «Denen gefällt es zu gut bei sich zu Hause. Freiwillig verlassen die ihre Insel nicht.»

Kein Lohn vom Capofamiglia

2003 wurde Raimondo Ponte Präsident des FC Windisch: «Ich wurde während Jahren immer wieder angefragt. Immer habe ich Nein gesagt, bis ich dann halt irgendwann mal Ja gesagt habe.» Ein guter Fussballverein ist wie eine grosse Familie, erinnerte sich der frischgebackene Presidente und erklärte die Führung des Vereins umgehend zur Familiensache. Der kleine Fussballverein vom Dägerli transformierte Schritt für Schritt zur Ponte GmbH. Denn auch Raimondos Bruder Luigi blieb dem Verein treu. Der ehemalige Fifa-Linienrichter hatte beim FC Windisch seine Schiedsrichterlaufbahn gestartet und verliess den Verein erst, als er es musste, weil er Präsident des Schweizerischen Schiedsrichterverbands wurde. Verbunden mit dem FCW blieb der heutige Interims-Präsident des Aargauischen Fussballverbands aber weiterhin. Er war Captain des Oldie-Teams, heute kümmert er sich um die Supportervereinigung. Auch Raimondos und Luigis Söhne, die – Ehrensache! – dem Verein beitraten, sobald sie gross genug waren, einem Ball



hinterherzurennen, wurden im fussballerischen Familienbetrieb nach und nach in Führungspositionen befördert. Heute ist Raimondo Ponte jr. Trainer der ersten Mannschaft. Marco Ponte ist Vizepräsident, Sportchef und Captain des Fanionteams. Angelo Ponte trainiert die zweite Mannschaft. Das FC-Windisch-Fieber erfasste zwischenzeitlich sogar das weibliche Geschlecht des Ponte-Clans. So standen Partnerinnen der Pontes der Spielkommission vor oder kümmerten sich um die Finanzen des Vereins.

Raimondo Ponte fühlt sich sichtlich wohl in seiner Rolle als Capofamiglia des FC Windisch. Er ist zu bescheiden, um es selber zu sagen, aber es ist offensichtlich: Endlich haben er und seine Familie die Gelegenheit, dem Verein etwas zurückzugeben. «Durch die Bekanntheit meines Namens fällt es uns leichter, Sponsorengelder zu generieren», sagt Ponte. 230 000 Franken braucht es jährlich, um den Spielbetrieb der 22 Mannschaften aufrechtzuerhalten. «22 Mannschaften sind enorm für einen Klub wie den FC Windisch. Eigentlich sind es zu viele, uns fehlt der Platz», sagt Ponte und blickt dabei auf den Nebenplatz, wo gerade die Jüngsten der Jungen am Trainieren sind und das muntere Stimmengewirr verrät, dass die meisten der kickenden Kids ausländische Wurzeln haben. «Dass die Kinder den Plausch haben, ist das Wichtigste» sagt Ponte, und man hat das Gefühl, dass er jetzt auch ein wenig über seine eigene Kindheit spricht. «Solange ich Präsident bin, wird es nicht vorkommen, dass ein Kind nicht zu uns kommen kann, weil es keinen Platz mehr hat. Auch wenn das bedeutet, dass wir zur Not noch eine 23. Mannschaft bilden müssen.»

Lieber verzichtet Ponte darauf, Spielern der ersten Mannschaft Geld zu bezahlen. «Hier sind wir strikt. Bei uns fliesst kein Geld», sagt der Presidente, obwohl er ganz genau weiss, dass heutzutage selbst in der 3. Liga ohne Geld keine guten Spieler zu

«Beim FC Aarau wären sie froh, wenn sie auf dem Brügglfeld nur halb so schöne Kabinen hätten.»





halten sind. Manchmal, wenn auch immer seltener, kann Pontes Netzwerk das fehlende Geld kompensieren. Aktuell spielt der Georgier Luka Jamarauli bei Windisch, der Sohn von Gocha Jamarauli, der unter Trainer Ponte beim FCZ und dem FC Luzern spielte. Bis zur Winterpause stürmte auch Julio Sant'Anna – Sohn des brasilianischen FCZ-Uefa-Cup-Helden Cesar Sant'Anna – für die Rot-Weissen, schoss Tore am Laufmeter und ... war dann weg. «Der sportliche Erfolg ist nicht entscheidend», sagt Ponte. «Es spielt keine Rolle, ob unsere erste Mannschaft in der 3. oder der 2. Liga spielt. Viel wichtiger ist, dass wir den Kindern so gute Bedingungen wie möglich bieten, damit sie sich bestmöglich entwickeln können.»

Wurststand vom Hardturm

Raimondo Ponte weist nicht ohne Stolz darauf hin, wie es ihm in den letzten Jahren gelang, die Infrastruktur auf dem Dägerli zu verbessern. Man sieht an jeder Ecke, dass hier ein Präsident das Sagen hat, der Erfahrung im Profifussball hat. Und manchmal schimmert noch immer die Schlitzohrigkeit des kleinen Scugnizzo durch. Etwa, als Raimondo Ponte kurz vor dem Abriss des Hardturm-Stadions in einer Nacht-und-Nebel-Aktion einen grossen Lastwagen organisierte, nach Zürich fuhr, ein paar Hundert Tribünensitze mit nach Windisch nahm und, weil man gerade so schön dabei war, auch noch schnell einen ganzen Wurststand. So lebt denn heute, wo beim einst so stolzen GCZ die Lichter auszugehen drohen, wenigstens in Windisch noch ein kleiner Teil des altertümlichen Hardturm-Stadions weiter.

Raimondo Pontes Handschrift ist auch in den schicken Mannschaftskabinen deutlich sichtbar, und das nicht nur, weil auch

hier Hardturm-Tribünensitze für Drittliga-untypischen Sitzkomfort sorgen. Kein Detail wurde hier vergessen. Ponte weist auf die Spiegel hin, die sich hinter jedem aufgehängten Handtuch verbergen: «Damit die Spieler noch kurz die Frisur checken können, bevor sie aufs Spielfeld treten. Das ist heutzutage wichtig.» Sagts, blickt selber schnell in den Spiegel, betrachtet die Stelle, wo auch bei ihm früher eine Frisur war, und muss lachen. Und schiebt dann sogleich trocken hinterher: «Beim FC Aarau wären sie froh, wenn sie auf dem Brüggelfeld nur halb so schöne Kabinen hätten.»

Nur noch wenige Minuten bis zum Spielbeginn. Es bleibt noch kurz Zeit, einen Blick in die Dägi-Beiz zu werfen, die einem kleinen Raimondo-Ponte-Museum gleicht. Man sieht Bilder von ihm mit Diego Armando Maradona oder von jenem berühmten Freistosstor im Uefa-Cup gegen Dinamo Tiflis, das – so viel Detailtreue muss sein, findet Raimondo Ponte augenzwinkernd – er mal soeben locker von der Eckfahne aus erzielt hat.

Jetzt aber schnell auf die Tribüne, das Spiel geht gleich los! Die Spieler des FC Windisch betreten in ihren rot-weißen Trikots vom Ausrüster, bei dem Raimondo Ponte jr. Verkaufsleiter ist, den Rasen. Nach 23 Minuten scheint es tatsächlich so, als ob die grosse Überraschung gelingen könnte. Dejan Ilic schießt das 1:0 für den FC Windisch. Captain Marco Ponte reckt die Faust zum Himmel, Trainer Raimondo Ponte jr. springt von der Bank und klatscht euphorisch in die Hände. Und auch der Präsident ist voll da: «Vai Ragazzi, vai!» Am Schluss hat es dann aber doch nicht sein sollen. Lenzburg gewinnt knapp mit 2:1. Raimondo Ponte nimmts gelassen. Er hat schon schlimmere Niederlagen erlebt. Und sowieso: Es gibt Wichtigeres. Zum Beispiel wieder einmal ein Spiel der Windischer F- oder G-Junioren schauen gehen, bei denen Romeo und Livio, die Söhne von Raimondo Ponte jr., sowie Matteo und Nevio, die Söhne von Marco Ponte, mitspielen. Vor allem der kleine Romeo hat es dem Capofamiglia angetan: «Der ist wie ich, aus dem könnte was werden.» Sagts und entschwindet zufrieden in die Nacht. 🐾



Von Kaiserslautern her war sich Konrad Fünfstück den deutschen Fussballzirkus gewohnt. Dann landete der Jungtrainer beim FC Wil. Eine Aussensicht eines Insiders.

Garage League

Einmal mehr stand der FC Wil im Sommer 2017 vor dem Aus. Die hochtrabenden Pläne der türkischen Investoren platzten, allein der Rückzug von Le Mont bedeutete den Klassenerhalt. Den Trainerjob, den niemand wollte, übernahm schliesslich Konrad Fünfstück, ein Mann mit Erfahrungen in der 2. Bundesliga. Bis vor Kurzem war der 38-Jährige der dienstälteste Trainer der Challenge League. Obwohl sich der Klub unter ihm bestens erholte, wurde er wenige Tage nach diesem Gespräch vorzeitig beurlaubt. Dass der Vertrag mit dem Deutschen im Sommer nicht verlängert würde, war aber bereits zuvor klar.

«Im Mai 2016 stand ich zum letzten Mal beim 1. FC Kaiserslautern an der Linie. Zweite Bundesliga, es ging um nichts mehr gegen St. Pauli, dennoch kamen 30000 Zuschauer. Ein Jahr später mein Debüt mit dem FC Wil, 1200 Leute waren im Stadion. Eine andere schöne und interessante Welt. Aber ich wusste, worauf ich mich einliess.

Bevor ich den Job antrat, hatte ich mich intensiv mit dem Schweizer Fussball auseinandergesetzt. Ich schaute mir viele Partien an, auch vor Ort, von der Super League bis in die Promotion League. Ich habe taktisch, technisch und physisch top ausgebildete Spieler gesehen. Die Challenge League muss den Vergleich mit dem hinteren Drittel der 2. Bundesliga keineswegs scheuen. Das ist eine Qualitätsliga. Ich hatte in Wil oft Besuch von Trainerkollegen aus Deutschland. Und die waren voller Respekt für das Niveau der Partien.

Der Unterschied liegt vielmehr in den Strukturen. Einen Monat nach meinem Debüt spielten wir in Chiasso. Hingefahren waren wir am Spieltag mit dem Car, fünf Stunden über den San Bernardino. Dann diese

winzigen Garderoben in diesem uralten Stadion. Mein erster Reflex: Wow, das ist speziell! In Deutschland wäre diese Art der Spielvorbereitung im Profifussball undenkbar. Man würde am Vortag anreisen und dort ein Hotel nehmen. Hier scheint das für die Spieler aber ganz normal zu sein. Viele sind erst Anfang 20, noch nicht so satt wie viele reifere Spieler, und sie nehmen sehr viel in Kauf für ihren Traum von der Zukunft als Profi. Die Schweizer Spieler passen sich den Rahmenbedingungen an. Das machen sie extrem gut. Vielleicht sind sie auch deshalb so lernwillig. Sie lassen sich auf Neues, Unvorhergesehenes ein.

Wiler Trümmerhaufen

Aber auch in Wil sind die Möglichkeiten bescheiden. Bei meiner Ankunft lag wirklich alles am Boden. Nach dem Abzug der türkischen Investoren gab es kein Geld, und der Verein wäre eigentlich abgestiegen. Aber gerade das hatte mich gereizt, das war wirklich eine Mission. Das erste halbe Jahr war ein einziges Durchleuchten. Wie können wir den Verein wieder aufbauen? Vom Kader über das Personal bis zur medizinischen Abteilung oder der Videoanalyse und dem Scouting, überall mussten wir bei fast null beginnen. Mein Assistent Marco Grimm und ich haben uns der vielen offenen Felder gerne angenommen, für die Torhüter hatten wir zum Glück Stephan Lehmann. Wegen der fehlenden Ressourcen mussten wir sehr viel selber machen. Aber das war uns vorher bewusst, und wir haben es auch mit viel Ehrgeiz getan.

Was sich dann entwickelt hat, darauf bin ich rückblickend sehr stolz. Von 20 Kaderspielern haben sich 12 zu Juniorennationalspielern entwickelt, so etwas wäre in der 2. Bundesliga schlicht undenkbar. Hier

hat man die Möglichkeiten – wenn man es denn will –, Talente auszubilden, einzusetzen und zu fördern. Überall wird das aber nicht gemacht: Der letzte Aufsteiger Xamax und der jetzige Leader Servette liessen beide die älteste Mannschaft auflaufen. So findet in der Challenge League jeder Verein seine Nische. Ein Verein wie der FC Wil kann nur überleben, wenn er Talente fördert, die er dann verkaufen kann. Wie man sich auf dem Transfermarkt positioniert, ist eminent wichtig. Und dafür braucht es Fachkompetenz, also Spezialisten in jedem Bereich.

Der Trend geht zum professionellen Arbeiten, auch auf dieser Stufe und trotz bescheidener Mittel. Man hat überall gemerkt, dass dies etwas bringt. Ich verzichte lieber auf zwei Kaderspieler und hole dafür einen Physiotherapeuten und einen Sportchef. Mit einem knappen Budget darfst du dir keine Fehler erlauben bei Transfers. Unseren Innenverteidiger Nikki Havenaar etwa bin ich vier Mal anschauen gegangen in Österreich.

Aber die Challenge League ist hart. Es ist ein andauernder Kampf, den Klub im Profifussball am Leben zu erhalten, wenn Zuschauer, Sponsoren, Investoren oder TV-Einnahmen fehlen. Es ist beachtlich, mit wie viel Raffinesse, Know-how und Engagement die Klubpräsidenten und Sportchefs der Vereine das hinbekommen. Davor ziehe ich meinen Hut. Ich weiss, wie schwierig es ist, perspektivisch zu arbeiten, wenn man laufend penibel darauf schauen muss, die Kosten irgendwie wieder reinzubekommen.

Es wäre für die Klubs sehr hilfreich, wenn ihre Aufgabe als Ausbilder besser honoriert würde. Ein wichtiger Zustupf für die Klubs, die auf Ausbildung setzen, sind die Gelder für die Effizienzkriterien, die je nach Einsatzzeiten für U21-Spieler verteilt

werden (derzeit wird jährlich eine Million unter allen Profiklubs verteilt, die Red.). Für die Challenge League und auch den nationalen Fussball wäre es sehr wünschenswert, wenn diese Prämien angehoben würden und damit der Anreiz, auf junge Spieler zu setzen, grösser würde.

Autobahnausfahrt plus

Für die Jungen sind die Saisons in der Challenge League Lehrjahre, für viele von ihnen auch bezüglich Lohn. Die wenigsten verdienen gut, und die Challenge League gibt auch niemandem die Garantie, den nächsten Sprung zu machen und dauerhaft vom Fussball leben zu können. Die Spieler sollen dual denken: Setz auf Fussball, aber nutze deine Freizeit, um vorzuspüren für eine Alternative. Das habe ich stets gefördert. Der FC Wil verfügte über so bescheidene Mittel, dass die Spieler an ihr Trainingslager bezahlen mussten. Andererseits: Was muss ein Tennisspieler alles bezahlen? Auch der muss investieren in seine Karriere. Das kann man freilich nicht ewig so machen. Wenn du es bis zu einem gewissen Alter nicht geschafft hast, dann musst du dir auch mal eingestehen, dass es nicht klappen wird. Beschwerden soll sich keiner. Wer jammert, soll mal einen Tag im Gesundheitswesen arbeiten, dort lernt man Druck kennen. Fussballer haben

den schönsten Beruf, aber sie dürfen nicht in einer Scheinwelt leben.

Ich finde es deshalb auch wichtig, dass man ein Gespür dafür entwickelt, wie die Region tickt, in der man spielt. Ich war mit meinen Spielern unter anderem beim Wiler Stadtarchivar, der ihnen die Geschichte der Stadt näherbringen sollte. Man muss doch mehr kennen als die Autobahnausfahrt! Auch wenn Fussballer wie Trainer Handlungsreisende sind und kaum einer noch mehrere Jahre an der gleichen Station bleibt, ist es sinnvoll, dass ein Klub solche Dinge anbietet. Es ist wie früher in der Schule: Eini- ges nehmen die Spieler an, anderes sehen sie vielleicht erst später.

Und dann reisst
dir auf dem
San Bernardino
plötzlich der
Keilriemen.

Ein Klub ist vergleichbar mit einer Auto- garage: Dort kannst du auch sagen, du willst nur den Luftdruck kontrollieren, oder aber du kannst den grossen Service in Anspruch nehmen. Es liegt bei dir. Vielleicht sagt der Mechaniker, du brauchst einen neuen Keil- riemen, aber du findest, der alte tuts noch. Und dann reisst dir auf dem San Bernar- dino der Keilriemen. Deshalb müssen auch die Spieler schauen, dass sie kein Detail vernachlässigen. Denn auf deren Summe kommt es am Ende an. Aber man kann dies den Spielern nicht abnehmen. Sie sind sel- ber Regisseur ihrer Karriere.

Für einen Trainer ist die Challenge League ein sehr gutes Arbeitsumfeld. Das fussballerische Niveau ist hoch, die Liga spannend und Schweizer Spieler sehr wiss- begierig. Das ist sehr aussergewöhnlich, und darum dürften die Schweizer ruhig ein bisschen mehr Selbstsicherheit oder posi- tive Arroganz ausstrahlen. Stattdessen wird der eigene Fussball, die Challenge League sowieso, viel zu negativ gesehen. Nur schon die Karrieren von Manuel Akanji, Luca Zuffi, Christian Fasnacht oder Basil Stillhart zeigen, welche Qualität hier vorhanden ist. Im Ausland wurde dies längst registriert. Manchmal kommt mir die Challenge League daher so vor wie der Prophet, der im eigenen Land nichts wert ist.»



Mit Martin Brunner, Pascal Thüler und Bigi Meier kommen hier gleich 14 GC-Titel zusammen – und Unmengen an Anekdoten: über verschollene Starspieler, den Kuhhandel mit Prämien und anonyme Meisterfeiern.

«GC



Das Wiedersehen ist ihnen eine mindestens so grosse Freude wie ihre Zeit bei GC. André «Bigi» Meier – als technisch versierter Libero der 70er-Jahre schrieb er seinen Namen noch mit «Y», ein Künstler eben – wartet schon. Pascal Thüler, linker Aussenverteidiger unter Christian Gross' Champions-League-Pionieren, ist extra aus Chur angereist. Als Letzter nimmt Martin Brunner, GC-Goalie der 80er- und frühen 90er-Jahre, den Raum ein. Als ob seine mächtige Präsenz nicht genug wäre, hat er noch seinen Boxer mitgebracht, der friedlich an einem Knochen kaut. Die Umräumungen sind innig, das frühere GC verstand sich eben noch als Familie. Die Kämpen glorreicher Tage zeigen einander Erinnerungsstücke und sind schon in Anekdoten vertieft, bevor das Gespräch überhaupt beginnt. Das kriselnde GC ist hier weit weg. Allein an diesem Tisch sitzen 9 GC-Meistertitel, 5 Cup-siege und unzählige Europacup-Nächte.

Was bedeutete es für euch, Spieler von GC zu sein?

Martin Brunner: Geil war es! Schon als 8-Jähriger wollte ich Goalie bei GC werden. Etwas anderes kam mir gar nicht in den Sinn. In den D-Junioren stiess ich dann dazu. Und 1981 wurde ich in die erste Mannschaft hochgezogen. Mein Traum ging in Erfüllung!

Pascal Thüler: Ich hatte als Kind in der Ostschweiz auch schon ein GC-Leibchen.

Brunner: Ach, immer noch der gleiche Schleimer! *(lacht)*

Thüler: Es war immer klar: Wenn du Meister werden willst, musst du zu GC.

Bigi Meier: In Luzern wuchs ich im selben Quartier auf wie Seppi Jost. Dessen Vater war ein totaler GC-Fan, erzählte immer die spannendsten Geschichten. Und als der Seppi dann tatsächlich mal eine Saison zu GC durfte, wollten wir alle auch dahin.

Brunner: Man muss schon ehrlich sein: Diese zwei Buchstaben, die waren etwas Besonderes, etwas Besseres.

Woran merkte man das?

Brunner: GC war – und das meine ich jetzt nicht negativ – der «Bonzenklub», seit seiner Gründung 1886. Dieses Elitäre spürtest du tagtäglich.

Meier: Wenn ich da nur an den damaligen Präsidenten denke, Karl Oberholzer. Das war noch ein richtiger Wirtschaftskapitän. Entsprechend führt er die Lohnverhandlungen. Er lehnte sich zurück, sagte nichts, zog genüsslich an der Zigarre. Oberholzer wählte bewusst diese Hinhaltetaktik, um dich zu nerven. Irgendwann hast du die Geduld verloren, und er hat dich über den Tisch gezogen. Als ich enttäuscht rausging, rief er mir noch frech hinterher: «Einen Gruss an die Familie!» *(lacht)*



Brunner: Und trotzdem blieb Platz für Zwischenmenschliches. Es war halt noch eine andere Zeit. Schaut mal hier (*öffnet sein Fotoalbum*), das bin ich als kleiner Bub, und hier ist der Bigi. Wir beide an einer Junioren-Weihnachtsfeier. Wie hatten wir Kleinen doch Freude daran, dass einer vom Eins vorbeischaute. Das bleibt einem für immer. Heute gibt es solche Begegnungen kaum mehr. Das finde ich schlecht fürs Klubleben.

Meier: Für mich war dieses Familiäre bei GC auch der Donnerstag-Club. Ich habe kürzlich in der Zeitung gelesen, der neue Präsident Stephan Rietiker komme aus dem Donnerstag-Club. Da wurde es mir gerade wieder warm ums Herz. Ich wusste gar nicht, dass es diese legendäre Gönnervereinigung noch gibt.

Welche Bedeutung hatte der Donnerstag-Club?

Meier: Seine Mitglieder waren alles wichtige Leute aus der Wirtschaft, wie eben Oberholzer. Die luden uns Spieler regelmässig zu sich nach Hause ein, in eine dieser Villen mit Swimmingpool. Man war richtig eingebettet, es gab einen Zusammenhalt. Und bei einem dieser Herren stand ich sogar auf der Lohnliste.

Zahlte dich denn nicht GC selber?

Meier: Doch, aber es gab eine Phase, da sagte der Fussballverband, man dürfe nur bis zu 8000 Franken verdienen. Um diese Summe zu übertreffen, wurde jeder Spieler einem Gönner zugeteilt, bei dem er dann «schaffen» musste. Bei mir war das ein Büro für Sanitäranlagen. Meine jetzige Frau arbeitete schon dort, die hat dann meine Aufgaben gleich miterledigt. (*lacht*) Ich sah mir vor allem im TV-Geschäft da-runter Skirennen an und gab den Büroangestellten die Zwischenstände durch. Das

war meine Funktion – was ich mir mit meinem Status auch leisten konnte.

Als GC-Spieler war man etwas in dieser Stadt.

Meier: Es kam tatsächlich gut an, wenn man bei GC spielte, auch beim anderen Geschlecht. Unter Trainer René Hüsey gab es eine Regel: Als Lediger durfte man pro Jahr nur zwei verschiedene Frauen zu Klubessen mitbringen. Für die meisten bei uns war das kein Problem, die waren verheiratet. Aber Kudi Müller und ich, bevor ich meine Frau kennen lernte, kamen von den Auswärtsspielen jeweils so zurück, dass jeder von uns links und rechts eine Frau im Arm hatte – auch wenn die dann vielleicht gar nicht zu uns gehörten. (*lacht*)

Thüli: Bei uns in den 90ern stand das Kaufleuten hoch im Kurs. Da kamen wir immer gratis rein. Und wenn wir essen gingen, wurde das häufig offeriert. Werner



Martin Brunner

*23. April 1963 in Zürich

		Spiele	Tore
1981–1994	Grasshoppers	333	0
1994–1999	Lausanne-Sports	177	0

Länderspiele

1986–1999	Schweiz	37	0
-----------	---------	----	---

Martin Brunner holte mit den Grasshoppers drei Meistertitel (1984, 1990, 1991) und vier Cupsiege (1988, 1989, 1990, 1994). An der WM 1994 war er dritter Torhüter der Schweizer Nati. Nach seiner Aktivzeit wurde er zuerst Torhütertrainer beim Zürcher Quartierverein Red Star und coachte dann die Goalies der Schweizer U21-Nationalmannschaft und des FC Zürich. Heute bietet er private Torhütertrainings für junge Talente an.

H. Spross, der GC-Mäzen, gab uns Wohnungen an der Köchlistrasse, mitten im Zürcher Kreis 4.

Brunner: Für die Jungen war das doch völlig falsch!

Thüler: Nein, super war das! Giovane Elber und ich wohnten zusammen in einer 5,5-Zimmer-Wohnung. Darunter waren Murat Yakin und Joël Magnin – in einer 2,5-Zimmer-Wohnung. *(lacht)* Auf die musste ich etwas schauen.

Elber als Mitbewohner? Erzähl!

Thüler: Eine Woche mit ihm lief etwa so ab: Am Samstag war Match, am Sonntag das Auslaufen, am Montag hatten wir frei. Ich besuchte da häufig meine Eltern in der Ostschweiz. Am Dienstag, nach der Rückkehr ins Training, fragte Christian Gross jeweils: Und wo ist Giovane? Ich hatte keine Ahnung. Am Mittwoch tauchte er auch nicht auf, am Donnerstag immer noch nicht. Erst am Freitag kam er wieder und kündigte an: Trainer, schiesse morgen vier Tore. Dann spielten wir gegen Servette, Giovane schoss tatsächlich vier Tore und sagte am Schluss: Trainer, bis Freitag!

Und das wurde toleriert?

Thüler: Christian Gross konnte es sehr gut mit diesen Topstars. Und ausser bei Giovane wusste er immer ganz genau, wo wir uns herumtrieben. Keine Ahnung, wie er das geschafft hat, es gab ja noch kein Instagram und so. Er wusste es einfach. Und wir Spieler störten uns an Giovanes Eskapaden eh nicht, denn dank seiner Tore gab es Punktprämien.

Spielten diese Prämien eine grosse Rolle?

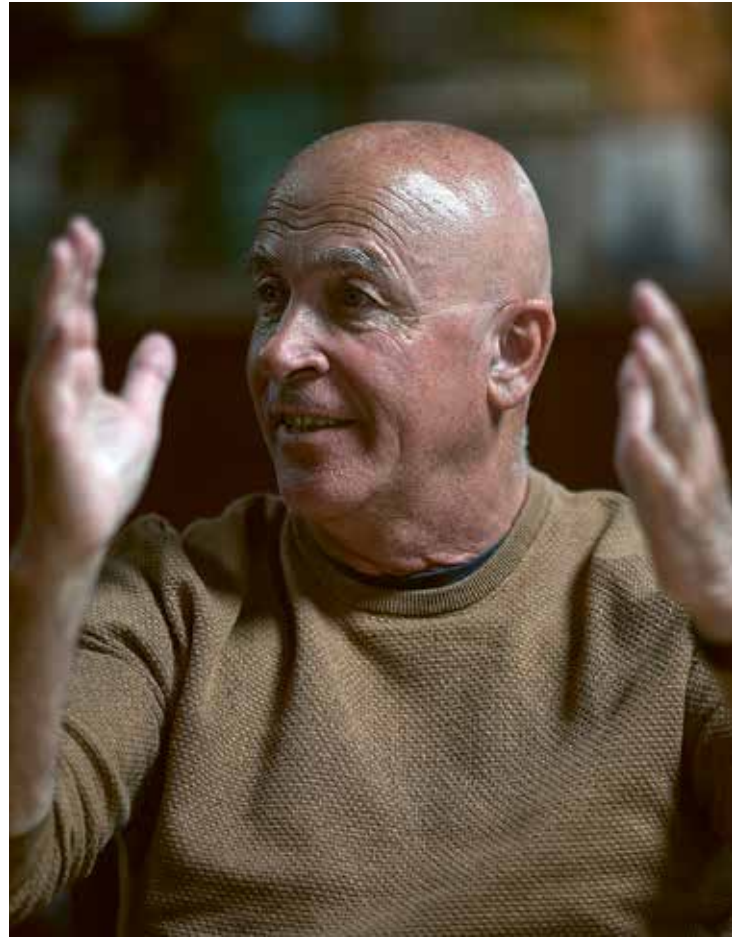
Brunner: Ja, ja, Pasci, damals im Cup in Baden, weisst du noch? Erich Vogel war Sportchef. Um uns zu motivieren, sagte er: Wenn ihr gewinnt, bekommt ihr die doppelte Prämie, wenn ihr verliert, dann zahlt ihr. Da lagen wir dann also 4:0 vorne, und in der 91. bekamen wir noch ein Gegentor. Ich könnte wetten, diese Flanke kam von hinten links *(blickt grimmig zu Thüler)*.

Thüler: Das wussten wir doch nicht, dass du auch noch eine Zu-null-Prämie hattest. *(lacht)* Auch wir untereinander zockten gerne. Im Car an die Auswärts-spiele jastten wir, Ramon Vega allerdings immer mit dem Handy am Ohr. In der Nati

gab es jeweils 100 Franken Spesen pro Tag und ein SBB-Billett, beides im Couvert. Ich glaube, Vega sah dessen Inhalt nie. Er gab das Couvert immer gleich an uns weiter, weil er mitjassen wollte. Und wusste, dass er wieder verlieren würde.

Meier: Bei uns war das Geld noch weniger wichtig. Aber Prämien gab es schon auch. Wir trafen 1979 im Achtelfinal des Meisterscups auf Real Madrid, zuerst auswärts. GC wollte noch Billette verkaufen fürs Rückspiel, drum versprachen uns die Verantwortlichen: Wenn ihr höchstens mit zwei Toren Unterschied verliert, bekommt jeder 3000 Franken. Das war damals richtig viel. Und dann litt Roger Berbig plötzlich unter Magenkrämpfen. Ins Tor musste Roli Inderbitzin, sein erstes Spiel überhaupt für GC! Da begann ich zu rechnen und sagte ihm: Hör zu, Roli, wenn wir heute zu null spielen, dann gebe ich dir 1000 Stutz von meinen 3000. Und was passierte nach fünf Minuten? Das 1:0 für Real. Ich nahm den Ball aus dem Tor und sagte: So Roli, jetzt habe ich grad 1000 Stutz gespart.

Brunner: An dem Spiel war ich auch. Mein Grossvater flog mit mir nach Madrid.



«Wenn du 100 Jahre lang ein Nobelklub bist, dann sollst du für immer ein Nobelklub bleiben.»

Ich war 15, wir blieben bis um 3 Uhr morgens im Ausgang. Der Grossvater sagte niemandem was. Und dann das Rückspiel im Hardturm: Es war pumpenvoll, und drei Minuten vor Schluss schiesst Claudio Sulser Real Madrid ab. Es war genial.

Was habt ihr für Erinnerungen an den Hardturm?

Brunner: Dieses Stadion besass eine Seele. Man hätte da bloss die Haupttribüne

erneuern und den Rest etwas umbauen müssen – und schon hätte man da längst ein schönes Fussballstadion. Aber klar, im Nachhinein weiss man immer alles besser ... Wenn ich heute an der Brache vorbeifahre, werde ich nostalgisch. Das waren so geile Spiele. Gegen Aarau hatten wir mal 26 000, die Leute parkierten auf der Autobahn.

Thüler: Ich denke natürlich vor allem an die Champions League zurück, wie die damals dieses Stadion ausgekleidet hatten mit den Sternen. Das gab schon etwas her. Wir hatten grosse Spiele – auswärts das 1:0 in Amsterdam dank Muris Freistosstor. Und wenn Gegner wie Paul Gascoigne nach Zürich kamen, freuten wir uns riesig. Den haben wir völlig ausgeschaltet. Ich weiss noch genau: Der Gazza war nur am Fluchen.

GC war zu dieser Zeit der einzige Schweizer Klub, den man auf der ganzen Welt kannte.

Brunner: Ja, diese Europacup-Abende bewirkten enorm viel. Aber es gab auch weniger grosse Highlights. Wenn ich da an Urs Meier denke ... Der rief stets «Goalie», wenn eine Flanke reinkam. Das hatte er schon

während der Juniorenzeit getan, als er noch Stürmer war. Übers ganze Feld hinweg!

Meier: Ich rief dem Roger Berbig auch immer zu: «Heschn.» Dann kam er raus und hielt jede Flanke.

Brunner: Als ob das etwas bringen würde! Jedenfalls spielten wir mit Meier 1990 im Cupsieger-Cup in Genua gegen Sampdoria. Roberto Mancini flankte, ich schaute noch in die Mitte und dachte, super, da steht ja einer von uns. Und schon hing der Ball oben im Lattenkreuz. Genial von Meier im eigenen Tor versenkt. Der hat zum Dank wahrscheinlich eine Villa am Meer von den Sampdoria-Bossen bekommen. Nur eingeladen hat er uns nie. *(lacht)*

Thüler: Die Europacup-Saisons waren grossartig, aber auch anstrengend. Ich habe mal ein Jahr lang mitgezählt. Da übernachtete ich mit GC und der Nati insgesamt an 180 Abenden im Hotel!

Die Trainingslager gab es ja auch noch.

Brunner: Oh, die waren fantastisch. Heute gehen sie nach Marbella oder vielleicht noch in die Türkei. Damals hiess die Devise: Möglichst weit weg. Wir waren in



Thailand, in Brasilien, in Simbabwe auf Safari. Oder in Ecuador auf 2600 m ü. M.: Genau ein Freundschaftsspiel hatten wir geplant, anlässlich eines Zwischenstopps auf den Niederländischen Antillen. Den Rest organisierten wir vor Ort.

Meier: Gegen die Hotelangestellten? Das gab bestimmt hohe Resultate!

Brunner: Wir machten Sachen, unglaublich ... In Ecuador mussten wir zuerst 45 Minuten mit dem Taxi fahren, bis wir beim Trainingsplatz ankamen. Und als wir unter Ottmar Hitzfeld in die Elfenbeinküste flogen, nahmen wir die Tore mit.

Die Tore aus dem Hotel?

Brunner: Nein, nein! Unsere eigenen. Wir zerlegten die Tore unserer E-Junoren und luden die Stangen in Kloten in den Flieger. Wir wollten doch am Strand Fussball spielen!

Thüler: Mit Christian Gross waren wir mal zweieinhalb Wochen im Club Med in Rio. Da trugen wir ganz normal Freundschaftsspiele aus, etwa gegen Flamengo. Aber Chrigel legte auch sehr viel Wert auf Kultur. Nach einem Match gegen Aalborg

«Von der Loge oben schrie immer einer: <Huere Ostschiwiizer!> Zubi, Gämperle und ich gaben dann zurück. <Meister werdet ihr nur mit uns!>»

sagte er deshalb plötzlich: Jetzt gehen wir ins Maracanã ans Rolling-Stones-Konzert. 180 000 Zuschauer, das war der Hammer.

Im Hardturm fiel der Publikumsaufmarsch trotz Grosserfolgen meist sehr bescheiden aus.

Brunner: Das war schade, aber nicht so schlimm. Wir spielten ja in einem

richtigen Fussballstadion. Schon drei Meter hinter dem Tor hattest du die Estrade Ost mit den Fans. Im Letzigrund brauchst du 25 000 Zuschauer für tolle Stimmung, im Hardturm reichten 10 000.

Thüler: In der Loge oben hatte es immer einen, der runterschrie: «Huere Ostschiwiizer!» Zubi, Harry Gämperle und ich gaben dann zurück. «Meister werdet ihr nur mit uns!» (*Brunner verzieht absichtlich das Gesicht.*)

Thüler: Was hast du? Wir behielten recht! (*lacht*)

Meier: Bei uns waren die Spiele recht gut besucht. Aber als wir mal einen Meistertitel mit einem Umzug die Limmat entlang feierten, hatte es gar keine Leute. Ich wusste nicht, wem ich zuwinken sollte.

Brunner: Ich weiss noch, als wir mit GC nach einem Titelgewinn das goldene 6er-Tram mieteten und vom Hauptbahnhof Richtung Bürkliplatz fuhren. Wir haben gefeiert, getan wie die Säue. Da rief uns einer vom Strassenrand zu: He, zeigt uns mal die Braut! Die erkannten nicht einmal, wer wir waren ... Wir waren halt der Nobelklub. Es ist klar: Wenn es dem FCZ mal läuft, hat er

Pascal Thüler

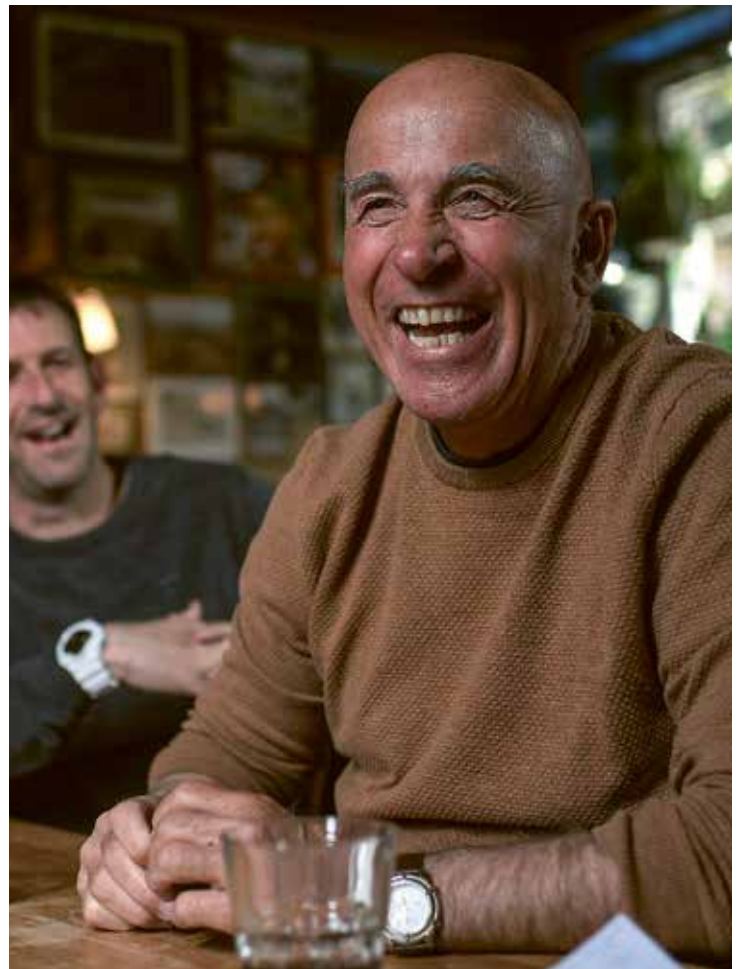
*10. Januar 1970 in Romanshorn

		Spiele	Tore
1988–1993	St. Gallen	121	14
1993–1998	Grasshoppers	156	6
1998–1999	MSV Duisburg	0	0
1999–2001	St. Gallen	37	3
2001–2002	SW Bregenz	19	1
2002	Vaduz	1	1
2002–2003	FC Kreuzlingen	k.A.	

Länderspiele

1994–1997	Schweiz	6	0
-----------	---------	---	---

Pascal Thüler wurde mit GC drei Mal Meister (1995, 1996, 1998), ein Mal Cupsieger (1994) und nahm zwei Mal an der Champions League teil (1996, 1997). Den Meistertitel holte er 2000 auch noch mit dem FC St. Gallen. Nach seiner Karriere coachte er den FC Arbon, die U16 des FC Schaffhausen und wurde Leiter Préformation beim FC St. Gallen. Die gleiche Funktion übt er nun seit 2011 beim Bündner Fussballverband aus.



mehr Leute. Da kommen nach einem Titel über 10 000 auf den Helvetiaplatz.

Wie war das Verhältnis zum Stadtrivalen?

Brunner: Man musste die Nummer 1 sein in der Stadt, das war das Wichtigste. Im Sommer 1984 verloren wir mal 0:1 im Letzi, dann aber während 20 Jahren kein einziges Derby mehr. Das Stärkeverhältnis war eindeutig.

Thüler: Unter Romano Spadaro waren die Ziele ja sowieso klar gesteckt: Meister, Cup, Champions League. Dass man da vor dem FCZ lag, erklärte sich von selbst. 1993 schossen wir sie in die Auf-/Abstiegsrunde, Vega schoss noch das 1:0 und liess sich vor der gegnerischen Trainerbank feiern. Hätte er vielleicht auch anders lösen können, das mit dem Jubel ... (lacht)

Meier: Für Fans und Spieler waren diese Derbys immer super. Letzte Woche war ich mit meinem Hund an der Limmat, da lief mir Hilmar Zigerlig entgegen, einer aus der grossen FCZ-Mannschaft mit Köbi Kuhn und Fritz Künzli. Wir hatten uns sicher 20 Jahre nicht mehr gesehen. Bei der

Umarmung wollten wir uns fast nicht mehr loslassen.

Thüler: Wir jungen GC-Spieler assen oft im Restaurant Il Gallo am Escher-Wyss-Platz, die vom FCZ waren dann auch da. Nur vor den Derbys sassen wir jeweils weiter auseinander.

Brunner: Ich war auch viel mit Zürich-Spielern unterwegs. Vor allem mit Longo Schönenberger. Auf dem Platz schenken wir uns nichts, daneben aber verstanden wir uns gut.

Wie vertrug sich diese Nachtschwärmeri mit dem Profifussball?

Brunner: Unter Miroslav Blažević war das eine Zeit lang sehr praktisch. Gut, man muss im Nachhinein sagen: Wenn ich die heutige Trainingslehre anschau, machten wir damals eigentlich alles falsch. Wir trainierten am Anfang immer abends. Blažević's Argument: Wenn wir um 20 Uhr spielen, dann trainieren wir auch um 20 Uhr. Da hatte ich also den ganzen Tag nichts zu tun, stattdessen wurden die Abende lang und länger. Nach dem Training musste man ja noch etwas essen

gehen. Und danach konnte man auch nicht direkt ins Bett ...

Thüler: Christian Gross liess uns extra am frühen Morgen trainieren, damit wir früher ins Bett gingen. Oder gehen sollten. Daran gehalten haben wir uns längst nicht immer. Nach durchzechter Nacht zogen wir einfach die Regenjacke an, auch bei 20 Grad, und schwitzten alles raus.

Brunner: «Wer suufe chan, chan au seckle.» So lautete die Regel früher. Das geht heute natürlich nicht mehr. Man muss so viel leisten.

Meier: Bei uns war seckle gar nicht so wichtig. (lacht)

Wie viel rannte denn Günter Netzer?

Meier: Der schiss mich immer zusammen, ich sollte auch noch seinen Mann im Mittelfeld decken. Dabei war ich doch Libero. Das war schon fast moderner Fussball, den wir da spielten. Aber es war natürlich eine Riesensensation, einen wie ihn im Team zu haben. Man muss sich das mal vorstellen: Der wechselte 1976 von Real Madrid direkt zu GC. In Madrid besass er noch eine Bar, da flog er regelmässig hin.



Raimondo Ponte fuhr ihn jeweils zum Flughafen. Nicht ohne Hintergedanken: Er durfte danach in Netzers Abwesenheit mit dessen Ferrari rumkurven.

Und auch auf der Trainerbank sasssen bei euch lauter grosse Namen: Johannsen, Weisweiler, Hitzfeld, Gross ... Selbst in die Abstiegsrunde 1992 taucht ihr mit einem Star an der Seitenlinie: Leo Beenhakker.

Brunner: Ich fing bei Timo Konietzka an. Der hätte mir sagen können: «Friss Gras», und ich hätte es getan – ohne nachzufragen, wieso; das hätte ich mich nicht getraut. Heute ist das ganz anders, die Spieler hinterfragen viel mehr.

Meier: Heute haben sie auch alle schon früh ihre Berater, die ihnen und den Eltern reinschwatzen. Spielervermittler gab es bei uns nur einen, den Herrn Ratz aus Lörrach. Der lud mich mal ein und sagte mir: Atlético Madrid sucht noch eine 6, eine 8 und eine 10.

Thüler: Und du wolltest gleich alles spielen? (*lacht*)

Meier: Nein, ich sagte ihm: Herr Ratz, ich bin keine Nummer.

Richtig philosophisch. In den 90ern war der Transfermarkt dann wohl schon ein anderer?

Thüler: Das Ego der Einzelnen wurde stärker. Nach dem Bosman-Urteil wollte jeder ins Ausland. Die Scouts bevölkerten den Hardturm. Es war wie auf dem Basar. Jeder versuchte noch mehr herauszuholen. Vor allem die Bundesliga war attraktiv. Sat. 1 vermarktete diese auch super mit der Sendung «Ran».

Und dann sagtest du dir 1998: lieber Duisburg als GC?

Thüler: GC wollte schliesslich auch Geld verdienen. Ich kostete damals etwa eine Million Franken. Heute wären das wahrscheinlich 30 Millionen. (*schmunzelt*)

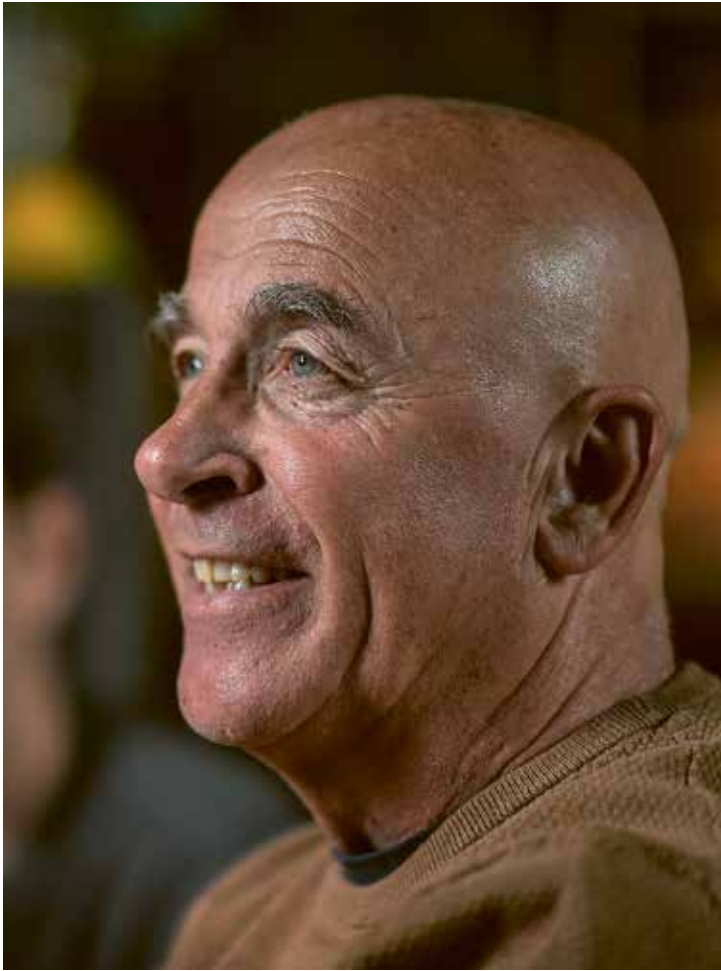
Brunner: Mir kommen glatt die Tränen! (*lacht*) Mich rief 1987 der Sportchef von Servette an. Er sagte: «Ich weiss nicht, was Sie bei GC verdienen, aber bei uns bekommen Sie das Doppelte – und nach vier Jahren sind Sie ablösefrei.» Das Gespräch dauerte zehn Sekunden. Ich sagte: «Danke vielmals, ich bleibe in Zürich.» GC war alles für mich.

«Vogel redete vor allem mit vielen Leuten. Wenn etwas am Schluss klappte, war es stets seine Idee. So mogelte er sich durch – in meinen Augen.»

Das GC der Neuzeit hättet vielleicht auch ihr verlassen.

Brunner: Das grosse Problem der letzten Jahrzehnte ist die fehlende Kontinuität in der Führung. Seit Karl Oberholzer in den 80ern gab es gefühlt alle zwei Jahre einen neuen Präsidenten.

Eine grosse Mannschaft gab es noch: jene um Richard Núñez. Allgemein ist



Albert «Bigi» Meier

*29. Oktober 1949 in Luzern

		Spiele	Tore
1968–1970	FC Luzern	52	14
1970–1975	Grasshoppers	134	26
1975–1976	FC Luzern	24	9
1976–1982	Grasshoppers	210	19
1983	FC Baden	5	0
1987–1988	SC Zug	2	0

Länderspiele

1972–1978	Schweiz	11	1
-----------	---------	----	---

Mit GC wurde Bigi Meier drei Mal Schweizer Meister (1971, 1978, 1982) und bestritt 49 Europacup-Spiele. Nach Stationen als Spielertrainer beim FC Baden und Coach des SC Zug war er lange Assistenztrainer der U21-Nationalmannschaft und arbeitete anschliessend im Nachwuchs von Kriens und Rapperswil-Jona. Zuletzt trainierte er die Frauen des FC Luzern und den FC Kosova.

es nach eurer Zeit aber ziemlich bergab gegangen. Hab ihr eine Erklärung?

Brunner: Ihr sagt es ja: Wir waren halt alle schon weg ... (lacht) Nein, im Ernst: Das Problem war doch, dass man aus GC einen Familienklub machen wollte. Das geht nicht. Wenn du 100 Jahre lang ein Nobelklub bist, dann sollst du für immer ein Nobelklub bleiben. Ich finde, man kann seine Identität nicht einfach so verleugnen. In dieses Bild passt natürlich auch der Campus in Niederhasli.

Gleichzeitig hatte GC weiterhin potente Mäzene: die Familie Spross etwa oder das Trio Albers/Gerber/Gut. Standen diese Männer denn nicht für diese Tradition?

Brunner: Klar, Anfang der Nullerjahre holte GC noch Titel, aber es wurde sehr viel Geld verlockt. Ohne Nachhaltigkeit. Einige der Geldgeber waren keine wirklichen Grasshopper. Und oft zeigte sich die Vereinsführung uneinig. Da präsentierte sich Gigi Oeris FCB ganz anders. Zudem waren zuletzt teils die gleichen Leute wieder am Ruder wie zur Zeit, als der

Niedergang einsetzte. Die haben vor allem für sich statt für den Klub geschaut. Zumindest ist das meine Wahrnehmung.

Thüler: Ich bekam nur mit, dass die Spieler nach uns im Grundlohn plötzlich das X-Fache verdienten – ohne Prämien. Das ist nicht gut, da wirst du genügsam.

Und Erich Vogel?

Brunner: Zu diesem Namen möchte ich nichts sagen. Aber wenn er den Klub wirklich gern hätte, dann würde er sich zurücknehmen und sich einfach in Ruhe die Spiele anschauen.

Meier: Man hat lange einfach auf ihn als Sportchef zurückgegriffen, weil es keinen anderen gab. Er gab sich stets «modern». Vor allem aber redete er mit vielen Leuten, und wenn etwas am Schluss klappte, war es stets seine Idee. So mogelte er sich durch – in meinen Augen. Er machte das clever.

Was sagt ihr zum aktuellen GC?

Brunner: Ich kenne heute die Hälfte der Spieler gar nicht mehr. Und so ein richtig guter Fussballer, der fehlt ...

Thüler: ... und eine Achse. Die ist eminent wichtig. Wir hatten sie mit Brunner-Gren-Koller-Kubi, und drumherum gab es die Jungen: Vega, Magnin, Lombardo, und, und, und.

Meier: Ja, da hatte man Mats Gren als Grösse in der Mitte, und daneben baute man junge Innenverteidiger auf. Jetzt hat das Team nur noch Junge. Das geht einfach nicht. Aber ich gehe trotzdem noch an die Heimspiele. Schliesslich wohne ich gleich neben dem Letzigrund. 🍷

Schwegler in Erinnerungen

aufgezeichnet von
SILVAN KÄMPFEN

Roland Schwegler war Teil der letzten GC-Meistermannschaft um Richard Nuñez und erlebte dann hautnah mit, wie der Klub an Boden verlor.

«**A**ls Innerschweizer war mein Klub natürlich der FC Luzern. Aber für Talente war GC damals einfach die beste Adresse. Es war der erste Klub, der professionelle Nachwuchsförderung betrieb. Als ich 1997 mit 15 nach Zürich kam, war ich schon Nachwuchsprofi. Eineinhalb Tage pro Woche war ich in der Schule, der Rest war Training.

Es herrschte damals absolute Winnermentalität. Es war diese Ausstrahlung, der Erfolgswille schwebte über allem. Nicht nur deshalb gaben alle in jedem Training Vollgas. Denn wir Nachwuchsspieler hatten alle nur einen Einjahresvertrag. Vor dessen Ablauf wurde man zu Erich Vogel ins Büro zitiert. Da entschied sich, ob man bleiben konnte oder verreisen musste. Vogel kam jedes Spiel der U16, der U18 und der U21 schauen. Es blieb einem gar keine andere Wahl, als Vollgas zu geben. Heute redet man viel von Ausbildung, von Technik, von Taktik. Klar, ohne geht es nicht. Das Optimum aber erreicht man erst, wenn man etwas von der damaligen Mentalität beimixen könnte.

GC war damals der Klub der grossen Persönlichkeiten. Als ich 1999 erstmals im Eins trainierte, war Mats Gren noch da. Es wurde manchmal richtig laut im Training. Danach bildeten wir die Küken-Abwehr: Stephan Lichtsteiner, Reto Ziegler und ich, zusammengehalten von Fernando Gamboa.

Der war nicht der Grösste und der Schnellste, aber ein sensationeller Führungsspieler. Er redete fast nur Spanisch. Aber was er sagte, war gar nicht wichtig, sondern wie er es tat. Wir wussten immer, was er meinte.

Heute fehlen diese Leute bei GC, das fängt ganz oben bei den Führungspositionen an. Es gibt Leute mit guter Ausbildung, aber das ist nicht mehr das GC von früher. Die grösste Tragödie ist, dass man es bisher nicht geschafft hat, einen Ricci Cabanas einzubinden. Niemand verkörpert GC so sehr wie er.

Auch vom Spielermaterial her hatten wir damals natürlich ganz andere

Möglichkeiten. Cabanas, Tararache, Spycher im Mittelfeld, Maschinen waren das! Richard Nuñez war dermassen genial, dass er praktisch in jedem Match entscheidend war. Für den rennt man dann eben, das ist dann egal, wenn er gegen hinten sehr wenig macht.

Höhepunkte waren die beiden Meistertitel und natürlich 2004 das 6:5 im Cup-Halbfinal gegen den FCZ. Ich war damals verletzt, aber es ist trotzdem Teil von mir. Kürzlich traf ich Daniel Gyga an einem Trainerkurs. Wir erinnerten uns, wie er sich damals nach seinem dritten Tor in der 83. Minute beim Stand von 5:2 vor der Haupttribüne verneigte. Das war wohl etwas zu früh.

Die Wachablösung im Schweizer Fussball war damals aber schon im Gang. Spieler wie Bernt Haas, Boris Smiljanic, Mladen Petric wechselten nach Basel. Auch sonst verloren wir viele Spieler. Manche musste man verkaufen, einige verdienten vermutlich einfach zu viel. Der Klub haushaltete nicht gut. Es gab einige Transfers, bei denen man sich manchmal fragte, weshalb und aus wessen Interesse diese Spieler nun genau zu uns wechselten.

Das ist auch heute das Problem: GC könnte sehr wohl Paroli bieten in der Schweiz. Aber man braucht Spieler, die zu GC passen. Aber dafür muss man erst mal wieder wissen, wofür dieser Klub überhaupt stehen soll. Und dazu braucht es die richtigen Leute an den richtigen Posten.»

Roland Schwegler

*3. Februar 1982 in Römervil

		Spiele	Tore
1999–2007	Grasshoppers	149	13
2007–2010	Luzern	84	3
2010–2012	Vaduz	54	4

Roland Schwegler wurde mit GC zwei Mal Meister (2001 und 2003). Heute arbeitet er bei einer Versicherung und trainiert den 1.-Ligisten FC Linth. Im Sommer 2019 übernimmt er den Promotion-League-Verein SC Cham.

Die GC-Küken-Abwehr von 2003: Stephan Lichtsteiner, Reto Ziegler, der erfahrene Fernando Gamboa und Roland Schwegler.



Kein Wiedersehen mit Hoarau

Das französische Übersee-Département Île de la Réunion erreicht man nach einem elfstündigen Flug ab Paris. Knapp 900 000 Menschen leben auf der Insel, deren Grösse und Topografie mit jenen des Tessins vergleichbar sind – mit dem Unterschied, dass es im Tessin keine Vulkane und kein Meer gibt.

Der Fussball wird hier durch die Ligue Réunionnaise de Football organisiert. Weil man als französische Übersee-Region weder Land noch FIFA-Mitglied ist, beschränkt sich das fussballerische Treiben auf Stufe Nationalmannschaft hauptsächlich auf Spiele gegen andere Inselmannschaften wie die Seychellen, Mauritius, Madagaskar, Martinique oder die Komoren.

Auf Liga-Ebene ist die D1 Promotionelle die höchste Spielklasse. Die Spiele werden mit vier Punkten (Sieg), zwei Punkten (Unentschieden) oder einem Punkt (Niederlage)

JS ST-PIERROISE – AS ST-LOUISIENNE 1:0

RÉGIONALE 1 2019, 1. RUNDE,

STADE MICHEL VOLNAY, RUND 2000 ZUSCHAUER

bewertet. Ausserdem wird jedes Jahr ein lokaler Pokal ausgetragen, dessen Sieger jeweils in der 7. Runde der Coupe de France einsteigt – und vielleicht eine lange Reise aufs französische Festland auf sich nehmen darf.



Als wir uns auf den Weg zum Stadion machen, haben wir bereits ein leckeres Frühstück im Café Simone (zu empfehlen) in Saint-Pierre sowie einige Stunden am nahe gelegenen Strand Grand Anse (zum Baden weniger zu empfehlen, da Haie) hinter uns. Dort angekommen, die erste Überraschung: Es interessieren sich hier tatsächlich noch andere Leute für den heimischen Ligafussball. Parkieren können wir direkt vor dem Stadion. Die Karten kosten acht (für Männer) und fünf (für Frauen) Euro und sind unterschiedlicher Farbe.

Auf der Haupttribüne feuert eine kleine Gruppe mitgereister Fans aus St-Louis – das Spiel hat so etwas wie Derbycharakter, liegen die beiden Gemeinden doch direkt nebeneinander – mit Gesängen, Trommeln und einer auf das Spielfeld gerichteten Lautsprecherbox ihre Mannschaft an.



Heimfans sind weder akustisch noch optisch zu vernehmen. Ob sich diese in einem Boykott befinden oder schlicht nicht existieren, liess sich leider nicht eruieren.

Weil das Spiel und dessen Niveau nicht sonderlich viel hergeben, beschäftigen wir uns unter anderem damit, die getragenen Trikots auf den Rängen zu studieren; fast alle tragen den Schriftzug einer Fluggesellschaft aus Dubai auf der Brust. Unser Highlight aber: Bayern München um 1996 mit Jürgen Klinsmann auf dem Rücken. Nur Guillaume Hoarau und die Young Boys erspähen wir nirgends. Dabei stammt dieser doch aus dem Nachbarsort Saint-Louis und begann seine Karriere bei der JS St-Pierroise.

DAS GROSSE ZWÖLF-QUIZ

ZWÖLF präsentiert in jeder Ausgabe eine anspruchsvolle Frage, für die einschlägige Internetsuchportale mit einer einfachen Abfrage keine brauchbaren Resultate liefern. Wer hier reüssiert, darf sich mit Recht zum erlauchten Kreis der Fussballkenner zählen.

FRAGE: **Dieser aktuelle Super-League-Profi wurde in seiner Karriere von zwei Männern trainiert, die beide eine WM-Medaille im Schrank haben. Wer ist dieser Spieler?**

Wer die Lösung weiss, gewinnt mit etwas Glück das neue **Retro-Blacky-Shirt** der Schweizer Nati von COPA.

DIE LÖSUNG DER LETZTEN AUSGABE:

Nottingham Forest

Gewonnen hat:

Basil Weingartner aus Bern

MITMACHEN GEHT SO:

E-Mail mit der Lösung an wettbewerb@zwoelf.ch

Einsendeschluss ist der 30. Mai 2019.



Schule der Härte

Sein Vorgesetzter in London, Mr. Brewer, machte sich Sorgen um ihn, Septimus Warren Smith, denn er «sah schwächlich aus». Brewer lud Septimus zum Essen ein, stellte ihm eine Gehaltserhöhung in Aussicht und «riet ihm zu Fussball». Doch dann geschah etwas, das viele von Brewers Berechnungen «über den Haufen warf»: Ein Krieg brach aus, und «dort, in den Schützengraben, vollzog sich sogleich jene Veränderung, die Mr. Brewer sich gewünscht hatte, als er zu Fussball riet» – Septimus «entwickelte Männlichkeit».

Die Szene stammt aus dem Roman «Mrs. Dalloway», Virginia Woolf hat sie in den 1920er-Jahren geschrieben. Woolf lässt Septimus zum guten Soldaten werden, der kurz vor Kriegsende mit Stolz feststellt, dass ihm der Tod seines engsten Gefährten «kaum eine Gefühlsregung» entlockt. Nun steht ihm die Welt offen: Er hat im grossen Krieg gekämpft, hat ihn überlebt und kann als Held nach England zurückkehren.

Die Nähe des Fussballs zum Krieg, wie sie Woolf beschreibt, wird seit vielen Jahrzehnten diskutiert. Die Partie zwischen El Salvador und Honduras von 1969 oder der 13. Mai 1990, als im Zagreber Maksimir das Spiel zwischen Dinamo und Roter Stern nie angepfiffen wurde, sind zwei der prominentesten Bezugspunkte. Und auch die Fankurven sind geschmückt mit Referenzen auf militärische und paramilitärische Vorbilder, auf Brigaden, Kommandos, Fronten, Armeen, Truppen und Krieger. Wie viel davon ist hundert Jahre nach «Mrs. Dalloway» noch gültig, wie viel ist nur noch Koketterie?

Woolf lässt durch Mr. Brewer ein Männlichkeitsideal zeichnen, auf welches der Fussball ebenso hinwirkt wie der Einsatz im Krieg: Härte und Gefasstheit statt Schwäche und Mitgefühl. Der Krieg hatte Septimus «gelehrt», er kam sich vernünftig vor, «weil er so wenig empfand». Heute lesen wir, wie in Nachwuchsabteilungen bei der Selektion nachgeholfen wird: indem Trainer bestochen und Konkurrenten kaltgestellt werden. Das Motiv ist heute die Aussicht auf einen Nachwuchsvertrag in einer der grossen Ligen, doch eines bleibt: Das Prinzip der Rücksichtslosigkeit, die Gabe, «wenig zu empfinden», verspricht Erfolg. Die Mechanismen im Nachwuchsfussball, die in den Zeitungsartikeln beschrieben werden, wirken weniger als Verstoß gegen geltende Sitten denn als konsequente Auslegung eines Systems.

Ist es möglich, einen anderen Weg zu gehen? Der FC Flüelen wurde 1993 gegründet mit dem Ziel, «einen Fussballverein ohne jeglichen Leistungsdruck» zu etablieren, wie der Verein selber schreibt. Rotation unabhängig von der individuellen Klasse ist das Prinzip des Urner Dorfkubs. Es zählen die Freude, die Freundschaft, das Gemeinsame. Seine Vitriolen füllt der Verein damit nicht. Aber die Herzen seiner Mitglieder.

Septimus Warren Smith kehrte nach Kriegsende zurück in die Heimat. Doch er merkte bald, dass der Krieg für ihn noch nicht vorbei war. Und nie vorbei sein wird. Die erlangte Härte, auf die er so stolz war, half ihm nicht.



Jonathan Sogbie, in den 1990er-Jahren für Lausanne und Servette auf Torejagd, ist derzeit als **PR-Manager für die National Oil Company** in seinem Heimatland Liberia tätig.

.....
In den 30 besten Ligen Europas gab es 2018 **vier Meister, die im Schnitt weniger Ballbesitz aufwiesen als ihre Gegner:**

AIK Solna, CFR Cluj, FC Midtjylland und Spartak Trnava. Am andern Ende dieser Rangliste stand Manchester City, das in der Meistersaison durchschnittlich 68,6 Prozent Ballbesitz hatte.

.....
Das blaue Trikot, in dem Diego Maradona an der WM 1986 sowohl die Hand Gottes vorführte wie auch das Tor des Jahrhunderts schoss, **war gar kein offizielles Trikot.** Argentinien hatte nämlich kein Auswärtstrikot nach Mexiko mitgenommen. Als feststand, dass Viertelfinalgegner England in Weiss spielen würde, machte sich der Materialwart der Gauchos in Sportgeschäften auf die Suche nach blauen Shirts des Ausrüsters Le Coq Sportif. Er wurde fündig, nähte das Logo des Verbandes auf und bedruckte die Rückseiten mit dem einzigen verfügbaren Material, sodass die Nummern selbst gebastelt in schimmern-dem Silber daherkamen.

.....
Lens, im Norden Frankreichs gelegen, hat 30 698 Einwohner. Das Stade Bollaert-Delelis des RC Lens hat 38 223 Plätze. Selbst wenn man die ganze Stadt ins Stadion packen würde, blieben also über 7000 Plätze frei.

.....
Das Bezirksliga-Spiel zwischen dem 1. FC Garmisch-Partenkirchen und Penzberg musste im Januar 2018 «aus Sicherheitsgründen» abgesagt werden. **Auf dem Rasen hatten in**

der Nacht vor dem Spiel Füchse ihren Kot hinterlassen, und dem Heimteam fehlten «Zeit, Personal und Fachwissen», um die Hinterlassenschaften zu beseitigen.

.....
Nachdem dem rumänischen Viertligisten Steaua Nicolae Balcescu 2003 nach wiederholten Platzstürmen der Ausschluss aus dem Ligabetrieb angedroht worden war, griff Eigentümer Alexandru Cringus zu einem unkonventionellen Mittel: Er liess um das Spielfeld einen Graben ausheben, füllte ihn mit Wasser – und **kündigte an, im Frühling Krokodile dort anzusiedeln.** Diverse Organisationen meldeten indes ihre Bedenken an, obwohl Cringus versicherte, das Wasser werde für die Krokodile geheizt. So blieben Enten schliesslich doch die einzigen Bewohner des Grabens.

.....
Der treueste Zuschauer bei Heimspielen des paraguayischen Zweitligisten Resistencia Sport Club ist ein Baum. Beim Bau der Tribüne wurde eigens ein Loch ausgespart, 20 Jahre später spendet er den Fans Schatten. **Zum 100. Geburtstag des Klubs wurde der Baum nun zum Ehrenmitglied ernannt,** erhielt ein massgeschneidertes Trikot und einen Vereinsausweis.





**UM DIESEN
POKAL ZU SEHEN,
MUSS MAN ES
INS WM-FINALE
SCHAFFEN –
ODER NACH
ZÜRICH.**

**WILLKOMMEN IM ZUHAUSE DER
FIFA WORLD CUP TROPHY™**

*Im FIFA World Football Museum machst Du
eine interaktive Reise durch über 100 Jahre
Weltfussball und entdeckst die besten Spieler,
Szenen und Geschichten noch einmal.
Wir freuen uns auf Deinen Besuch.*

WWW.FIFAMUSEUM.COM
Seestrasse 27, 8002 Zürich



FIFA WORLD™
FOOTBALL MUSEUM



welovefootball.ch

NEWS FACTS & viele mehr!

» Jetzt reinschauen

